

2 Soziale Praktiken als theoretische Forschungsperspektive

In diesem Kapitel wird die eigene theoretische Perspektive auf das alltägliche Heizen in Privathaushalten als Untersuchungsgegenstand erarbeitet. Der zu entwerfende Blickwinkel wird ein praxistheoretisch angeleiteter Forschungsstandpunkt sein. Mit Lindemann gesprochen, handelt es sich dabei um eine sozialtheoretische Perspektive (vgl. Lindemann 2008: 109), denn mit der Entscheidung, in der empirischen Forschung auf Praktiken zu fokussieren, ist festgelegt, was im Rahmen der Forschung ein soziales Phänomen überhaupt darstellt: „Bei sozialtheoretischen Annahmen handelt es sich um grundlegende Theorien über die Beschaffenheit des Gegenstandes sowie um methodologische Konzepte“ (ebd.).

Theoriearbeit ist kein Selbstzweck. Vielmehr kann Theorie als eine Art ‚Sehhilfe‘ oder ‚Brille‘ begriffen werden (vgl. ebd.: 114). Theorie stellt einen mehr oder weniger konkreten Vorschlag dar, auf soziale Wirklichkeit zu blicken und diese auf eine bestimmte Weise zu begreifen. Zudem geht es darum, wie diese empirischen Daten zu verstehen und zu interpretieren sind. Dementsprechend lässt sie bestimmte soziale Phänomene präzise erkennen, andere wiederum bleiben undeutlich oder weitgehend im Verborgenen. Mit allein einer Theorie kann man die soziale Wirklichkeit nie in Gänze erfassen und verstehen. Die Schwächen und ‚blinden Flecken‘, die ebenso offenkundig werden, wenn sich für die Verwendung einer bestimmten Theorie entschieden wurde, welche dann auf empirische Objekte und Gegenstände bezogen wird, lassen sich jedoch produktiv nutzen: Aufkommende Irritationen können als Anregung verstanden werden, über die Begrenztheit der gewählten theoretischen Perspektive nachzudenken und daraufhin betreffende theoretische Konzepte empirienah zu verändern und weiterzuentwickeln (vgl. Kalthoff 2008: 20f).

In dieser Arbeit wird daher einem Verständnis des Verhältnisses von Theorie und Empirie gefolgt, das für qualitative Sozialforschung adäquat ist und z.B. von Herbert Kalthoff und Gesa Lindemann vorgeschlagen wird (vgl. Kalthoff 2008; Lindemann 2008). So ist es Kalthoff zufolge besonders wichtig, dass sich die eigene theoretische Perspektive als „empiriefähig“ (Kalthoff 2008: 14) erweist. Damit ist gemeint, dass sie keinesfalls vorab oder völlig losgelöst von der empirischen Forschung entwickelt wird, sondern sie entfaltet sich im Verlaufe des Forschungsprozesses. In der konkreten Auseinandersetzung mit dem empirischen Material wird sie

ausgearbeitet. Andererseits ist es weder erklärtes Ziel qualitativer Forschung, noch ist es realistisch möglich, vollkommen theorieneutral in den empirischen Forschungsprozess einzutreten und Material zu generieren (vgl. ebd.: 20). „In die Erhebung von Daten gehen prinzipiell schon theoretische Annahmen ein“ (Lindemann 2008: 110). Also geht es vielmehr darum, sich die vorhandenen und angestellten beobachtungsleitenden Vor-Annahmen (vorab) bewusst zu machen, sie offenzulegen – etwa im Sinne einer eigenen Positionierung – und kritisch zu reflektieren. Denn die theoretische Haltung bestimmt schließlich wesentlich, *was* als relevant wahrgenommen wird und damit überhaupt als Datum erscheinen kann und *wie* dieses Soziale folglich begriffen wird. Diesem Verständnis zufolge können die Daten mittels Theorie(n) gelesen werden bzw. erst durch aktive Verwendung von Theorie(n) wird „das empirische Material zum Sprechen gebracht“ (Kalthoff 2008: 20). Erst bei der empirischen Analyse zeigt sich somit das Potenzial von Theorien.

In dieser Arbeit wird eine Forschungshaltung eingenommen, die die in der Soziologie weit verbreitete gedankliche Teilung von Theorie und Empirie ablehnt und stattdessen von einem stetigen „Ineinanderverwobensein von theoretischer und empirischer Forschung“ (ebd.: 10) ausgeht. Idealerweise lässt sich die Beziehung von Theorie und Empirie als ein dialektisches Verhältnis bzw. als einen integrierten Prozess denken, in dem Theoriarbeit und das empirische Forschen permanent ‚Hand in Hand‘ gehen und wodurch dauerhaft die Möglichkeit aufrechterhalten wird, dass beobachtungsleitende theoretische Annahmen und Konzepte stets vom Empirischen her irritierbar sind (vgl. Schmidt 2012: 28–33). Das gelingt durch eine angemessene Balance zwischen erforderlicher Verengung der eigenen Forschungsperspektive sowie einer Vorreflexion damit verbundener theoretischer Annahmen und der nach wie vor notwendigen Offenheit (im Umgang mit dem empirischen Material) – die theoretischen Konzepte sind also durch empirische Daten herauszufordern, immer wieder in Frage zu stellen und gegebenenfalls abzuwandeln (vgl. Kalthoff 2008: 12).

Der Fokus liegt auf sozialen Praktiken, genauer: im Rahmen dieser Arbeit soll das alltägliche Heizen als eine soziale Praktik analysiert werden. Die Entscheidung, Praktiken und nicht etwa Diskurse, symbolische Interaktionen, individuelle Entscheidungen oder Handlungen zentral zu stellen, wurde nicht vorab getroffen, sondern sie ist erst im Laufe des theoretischen *und* empirischen Forschens gefallen.

Ausgehend von dem Problem, die Reduktion von CO₂-Emissionen resultierend aus privaten Konsumaktivitäten zu untersuchen, wurde zunächst ganz offen recherchiert, welche Alltagsaktivitäten in privaten Haus-

halten mit einem hohen Energieverbrauch in Verbindung gebracht werden können. Schnell wurde dabei deutlich, dass Heizen damit der entscheidende Ansatzpunkt ist, soll der Energiekonsum in Privathaushalten effektiv gesenkt werden. Daraufhin wurde entschieden, dass eine nähere Beschäftigung mit diesem offenbar besonders relevanten Forschungsproblem erfolgen soll. Die Entscheidung, Heizen in Privathaushalten aus einer praxistheoretischen Perspektive zu analysieren, war zu diesem frühen Zeitpunkt allerdings noch nicht getroffen; sie kristallisierte sich dann aber in der Auseinandersetzung mit möglichen alternativen Forschungsperspektiven unerwartet schnell heraus.

Es gibt mehrere theoretische Forschungsperspektiven, aus denen das Heizhandeln bzw. der Energiekonsum zu Heizzwecken in Privathaushalten häufig analysiert wird. Im folgenden Abschnitt werden die geläufigsten dieser alternativen Forschungsansätze in ihren zentralen Annahmen kurz vorgestellt. Dabei wird jeweils auch gleich deutlich gemacht, wo Schwächen bei diesen anderen Ansätzen gesehen werden. Anschließend wird aufgezeigt, inwiefern sich eine praxistheoretische Herangehensweise von diesen anderen Ansätzen unterscheidet und wie Heizaktivitäten und der alltägliche Heizenergiekonsum in Privathaushalten aus einer praxistheoretisch angeleiteten Forschungsperspektive zu analysieren und interpretieren sind.

Alternative disziplinäre Forschungsperspektiven

Die verschiedenen möglichen Forschungsperspektiven, die Energie aus einer Konsum- bzw. aus Konsument*innenperspektive betrachten und sich intensiver mit der Thematik ‚(Effizienter) Energiekonsum in Privathaushalten‘ auseinandersetzen, sind im Wesentlichen drei wissenschaftlichen Disziplinen zuzuordnen. Bei den drei Disziplinen, die sich mit verschiedenen Forschungsansätzen bisher sowohl theoretisch als auch empirisch mit Energiekonsum in Haushalten beschäftigt haben, handelt es sich um die Wirtschaftswissenschaften (hier insbesondere die Verhaltensökonomie), die Psychologie (einschließlich die marketingbezogene Literatur zum Konsument*innenverhalten (vgl. Andreasen 1995; McKenzie-Mohr 2000)) und die Soziologie (hier hauptsächlich die Wissenschafts- und Techniksoziologie, in Ansätzen die Umweltsoziologie sowie – bisher noch in weitaus geringerem Maße, aber durchaus vielversprechend – die Konsumsoziologie (Brohmann et al. 2009: 8f; Shove et al. 1998: 293f)). Im folgenden Abschnitt wird die Arbeit mitsamt ihrer Theorie und Methodologie in diesem Forschungsfeld verortet.

Bei den ökonomisch-rationalistischen Ansätzen stehen die in Zahlen erfasste (Heiz-)Energiekonsummenge von Individuen oder Haushalten sowie deren Energieverbrauchsentscheidungen als zu erklärende Größen im Mittelpunkt der Analysen. Gestützt von der grundlegenden Annahme, dass sich das Entscheidungsverhalten von Menschen vorrangig an der Maximierung ihres Nutzens orientiert und entsprechend modellieren lässt, betonen diese Ansätze die Bedeutung von Marktkräften und -mechanismen (insbesondere Preisen) sowie die Verfügbarkeit moderner (Umweltschutz- und Energiespar-)Technologien zur Effizienzsteigerung (Ferguson 1993; Dubin und McFadden 1984). Dementsprechend wird in verhaltensökonomischen Studien vom ‚homo oeconomicus‘ als Handlungsmodell ausgegangen. Das heißt, es werden autonom und rational handelnde, umfassend informierte und mit eindeutigen Präferenzen ausgestattete Individuen angenommen, die mit ihren (energiebezogenen) Entscheidungen, nach Abwägung ihrer begrenzten (finanziellen) Mittel und den aktuellen Marktpreisen (z.B. für ein neues energiesparendes Gerät), ihren persönlichen Nutzen zu maximieren versuchen (z.B. Energiekosten minimieren) (Long 1993; Vaage 2002; Groba und Traber 2010: 4; Burgess und Nye 2008).¹⁶

Allerdings weist diese Perspektive einige bedeutende Nachteile auf. So können etwa die z.T. träge verlaufenden, verzögerten oder nicht stattfindenden Verhaltensanpassungen an steigende Energiepreise mithilfe des ökonomisch-rationalistischen Ansatzes nicht gut erklärt werden (Lutzenhiser 1993: 256ff). Auch erklärt dieses Modell nicht, wie überhaupt erst bestimmte Präferenzen entstehen oder wie diese sich wandeln (Nemoz 2010: 6), geschweige denn werden die den Reaktionen auf Preisänderungen unterliegenden kognitiven und evaluativen Prozesse thematisiert (vgl. Stern 1986). Aus diesen Gründen ist die Beschreibung des bzw. der ‚rationalen Konsument*in‘ nicht ohne weiteres aufrechtzuerhalten. Die Frage nach der ‚non-rationality‘ (Lutzenhiser 1992: 52) des Energieverbrauchs wird dann als Gegenstand zur psychologischen Erklärung übergeben.

Eine große Anzahl an Beiträgen zum Thema ‚Energie(spar)verhalten in Haushalten‘ stammt aus der Psychologie, und zwar besonders aus a) der kognitiven Psychologie, b) der behavioristischen Psychologie und c) der

16 Mit derlei Annahmen und Modellen wird auch in der energiebezogenen sozialwissenschaftlichen Forschung gearbeitet. Ein anschauliches Beispiel für diese Art der Herangehensweise, die so genannte ‚Rational-Choice-Theorie‘, und den möglichen Ablauf einer solcherart geleiteten Untersuchung, liefert für den Energiebereich Diekmann mit seiner Darstellung ‚Die Untersuchung einer Hypothese zum Energiesparverhalten‘ (Diekmann 2003: 174–199).

Sozialpsychologie. Neben zahlreichen Unterschieden, die zwischen diesen Ansätzen bestehen, teilen sie den Fokus auf individuelles Verhalten (Brohmann et al. 2009: 5).

Die typische Herangehensweise psychologischer Forschung an die Themen ‚Energiekonsum‘ und ‚Energieeinsparung‘ in Haushalten besteht darin, zu klären, welche individuell-persönlichen Anreize und Intentionen (Motive, Motivation und Emotionen) sowie Restriktionen und Hemmnisse die Akteure in ihrem (Energieverbrauchs-)Verhalten beeinflussen, welche mentalen Prozesse diesem Verhalten unterliegen und welche Verhaltensmechanismen dabei wie zur Wirkung kommen. Hierfür entwickelt die Psychologie Modelle kognitiver Prozesse, in denen Variablen wie die Wahrnehmungen von Individuen, ihre Bewertungs- und Einschätzungsprozesse, ihre Risikoabwägungen, allgemein ihre kognitiven Aktivitäten, ihre Persönlichkeitsstrukturen, sowie ihre Einstellungssysteme und Norminternalisierungen zur Erklärung von Verhalten herangezogen werden (Klusendick 2011). Persönlichkeitsmerkmale und auf der Wahrnehmung der ‚Betroffenen‘ beruhende Eigenschaften sowie persönliche Einstellungswerte und die Wertorientierungen der Haushaltsmitglieder werden mit dem gezeigten Energiekonsumverhalten in eine kausale Verbindung gebracht (vgl. hierzu exemplarisch Leonard-Barton 1981a, 1981b; Olsen 1981; Black et al. 1985; Brandon und Lewis 1999; Staats et al. 2004; Barr et al. 2005; Abrahamse et al. 2005).¹⁷

Die umfassendste Kritik an der psychologischen Herangehensweise besteht darin, dass ihre Ansätze und Modelle eine klare und zudem linearprogressive Kausalbeziehung zwischen subjektiven Einstellungen und dem individuellen Verhalten unterstellen. Es gibt jedoch klare Evidenz dafür, dass Umweltwissen und umweltbewusste Einstellungen oft nicht in umweltschonenden und -bewussten Verhaltensweisen münden (vgl. Peattie 2010: 216f).¹⁸ Und nur in seltenen Fällen ließen sich anhand allgemeiner Einstellungen tatsächliche Energieeinsparungsverhaltensweisen prognostizieren (Olsen 1981; Ester 1984).

17 Paul C. Stern (1985, 1992, 2000) und Stern et al. (1981; 1999) sind die Pioniere dieser mit Energie und Verhalten befassten psychologischen Arbeiten gewesen (Barr et al. 2005: 1427).

18 Das Phänomen bzw. die Beobachtung, dass bei manchen Menschen umweltbezogene Werte und Einstellungen nicht mit entsprechenden Verhaltensweisen einhergehen, wird in der wissenschaftlichen Literatur schon seit vielen Jahren intensiv unter dem Stichwort ‚attitude-behaviour-gap‘ bzw. ‚value-action-gap‘ diskutiert (siehe etwa Blake 1999; Kollmuss und Agyeman 2002; Barr 2006; Flynn et al. 2009; Kennedy et al. 2009; Valkila und Saari 2013).

Den wirtschaftswissenschaftlichen und den psychologischen Ansätzen ist gemein, dass sie den Fokus eindeutig auf individuelles Verhalten bzw. Konsumententscheidungen legen. Genau diese Konzentration auf den bzw. die einzelne*n Konsument*in wird aus soziologischer Sicht als die größte Schwachstelle dieser Ansätze angesehen (vgl. Brulle und Dunlap 2015: 8ff). Zudem beziehen sich beide Herangehensweisen in erster Linie auf reflektierte, geplante Tätigkeiten, die mit (bewussten) Handlungsentscheidungen verbunden sind. Das Konzept der informierten und verantwortungsbewussten Wahl wird hier zentral gestellt. Jedoch ist es nicht plausibel, alle Konsumaktivitäten als absichtsvoll geplant oder als bewusste Wahlentscheidung aufzufassen. So kann gerade der alltägliche Heizenergiekonsum als Paradebeispiel einer unreflektierten Routineaktivität gelten.

Da wirtschaftswissenschaftliche und psychologische Paradigmen jedoch weiterhin sehr einflussreich bzw. dominant sind – beispielsweise in der Politikberatung (vgl. UNEP 2015) – scheint ein weiterer Ausbau gerade der soziologischen Forschung zum Thema wichtig zu sein (Dunlap und Brulle 2015).

Eine soziologische Herangehensweise an die Energiethematik besteht grundlegend darin, Energiekonsum als soziales Handeln zu begreifen. Statt individuelle Konsumententscheidungen zu erklären, liegt der Analysefokus auf kollektiven (Energie-)Konsummustern. Das grundlegende Argument ist: Energiebezogenes Handeln findet niemals isoliert und vollkommen losgelöst vom räumlich-materiellen, soziokulturellen und zeitlichen Kontext statt, sondern wird vielmehr von einem komplexen Bündel an vielfältigen Einflussfaktoren bestimmt. Solche elementaren Faktoren sind z. B. natürliche und technologische Gegebenheiten, die vorhandene Infrastruktur, der kulturelle und soziale Kontext, soziale Normen, soziale Interaktionen und Akteurskonstellationen, sowie Behaglichkeitsvorstellungen und Komfortererwartungen, vorhandenes oder lokal gebundenes Wissen, die soziale Strukturierung von Entscheidungsprozessen, usw. (Szerszynski und Urry 2010: 3; siehe hierzu auch Guy und Shove 2000; Wilhite et al. 2000; Vliet 2002; Vliet et al. 2005).

Forschungsfokus: soziale Praktiken

Diese Dimensionen beziehen insbesondere neuere kulturtheoretisch-praxeologische Ansätze mit ein (vgl. Reckwitz 2002b, 2003; Schatzki 1996, 2002). Aus dieser Perspektive wird der Haushaltskonsum von Energie als gewohnheitsmäßiges praktisches Alltagshandeln beschrieben und untersucht (vgl. zu Konsum allgemein: Gronow und Warde 2001b, 2001a; Shove und Warde 2002; Warde 2005; Randles und Warde 2006; Røpke 2009;

Warde und Southerton 2012b und speziell zu Energiekonsum: Shove 1997a, 1997b, 2004b; Shove und Chappells 2001; Chappells und Shove 2005; Shove 2010b; Shove und Walker 2014). Diesem noch recht jungen und ausbaufähigen Forschungsstrang rechnet sich auch die vorliegende Arbeit zu.

Der praxeologische Zugang betont im Gegensatz zu anderen soziologischen Ansätzen die gleichzeitige Bedeutung von (1) (technologischen) Artefakten, (2) (Be-)Deutungen und von (3) Know-how. Der Analysefokus liegt mit dieser theoretischen Perspektive nicht auf Individuen oder individuellem Verhalten, sondern auf sozialen Praktiken (Schatzki 2012). Entsprechend werden Individuen in dieser Sicht nicht als rationale Entscheider*innen betrachtet, sondern gelten als ‚Träger*innen‘ von Praktiken (vgl. Reckwitz 2002b: 256). Privathaushalte werden verstanden als ein besonderer Kontext bzw. als ein spezifisches Alltags-Setting, in dessen Rahmen bestimmte Energiekonsumpraktiken stattfinden (vgl. Shove et al. 2007; Butler et al. 2014).

Eine praxistheoretische Perspektive auf (Energie-)Konsum erlaubt es, ressourcenintensive Tätigkeiten wie Autofahren oder Heizen umfassend und detailliert zu analysieren.

Erstens können kulturell spezifische Wertvorstellungen und gesellschaftliche Konventionen mithilfe des Praktiken-Ansatzes entschlüsselt werden (Shove 2003). So hat sich in den letzten Jahrzehnten 22 Grad Celsius als angenehm empfundene Innenraumtemperatur durchgesetzt – ein weit verbreiteter, damit akzeptierter und mittlerweile auch erwarteter ‚Normalitätsstandard‘ im Hinblick auf Raumwärmekomfort, der einen erheblichen Energieverbrauch impliziert (vgl. Shove 2004a: 122; Shove 2014: 421).

Zweitens kann dieser kulturelle Erwartungsstandard nur durch den Einsatz und die Verwendung von Technologien, hier etwa von Klimaanlage und Heizungssystemen, weiter fortbestehen. Der Praktiken-Ansatz betrachtet Materialität als einen notwendigen und hochgradig relevanten Bestandteil von Praktiken und hat deshalb die materiellen Dimensionen gesellschaftlichen Lebens in seine theoretischen Modelle standardmäßig integriert (vgl. Reckwitz 2002a; Schatzki 2010).

Drittens wird in dieser Sicht technologischer Wandel bzw. energieeffiziente Technologie nicht per se als ‚Wunderwaffe‘ zur Erreichung von Energieeinsparungen begriffen; vielmehr wird Technik als Mitgestalterin und genauso als Mitgestaltete von selbstverständlich erscheinenden Konventionen, alltäglichen Praktiken und gewohnten Lebensweisen aufgefasst (Shove et al. 1998). Denn wie die technischen Geräte im Rahmen von Alltagsaktivitäten eingesetzt und ob die mit ihnen möglichen Effizienzpotenziale

tatsächlich ausgeschöpft werden, hängt entscheidend davon ab, über welche Kompetenzen die Praktizierenden verfügen und welches praktische Wissen sie im Umgang mit diesen Technologien zur Geltung bringen (Wilhite 2008). Die praxistheoretische Sichtweise impliziert, dass sich soziokulturelle, organisationale und technologische Elemente gemeinsam und in ständiger Wechselwirkung herausbilden, dass sie sich also ko-evolutionär entfalten und dementsprechend Technologie- und Gesellschaftsentwicklung nur zusammenhängend analysiert werden können (vgl. Shove et al. 1998; Elzen et al. 2004; Elzen und Wieczorek 2005). Demnach vermag die praxistheoretische Analyse bisher einseitige Fokussierungen auf (effiziente) Technik („technological fix“) und/oder (technisches) Wissen oder Einstellungen zu überwinden.

Der Praktiken-Ansatz ist bereits erfolgreich in ersten Fallstudien erprobt worden. So sind ressourcenintensive Routine-Praktiken in Privathaushalten wie beispielsweise der Gebrauch von Klimaanlage (Shove 2003), Wäschewaschen (Shove 2004c), tägliches Duschen (Hand et al. 2005) und die standardmäßige Verbreitung und Verwendung von Gefrierschränken (Shove und Southerton 2000; Hand und Shove 2007) bereits umfassend praxistheoretisch analysiert worden.

Jedoch liegen bislang nur vereinzelte Studien zur Praktik des Heizens vor (vgl. Gram-Hanssen 2010, 2011). Im deutschsprachigen Raum wurden für den Gegenstandsbereich des privaten Heizens bisher noch keine praxistheoretisch orientierten empirischen Untersuchungen vorgenommen. Im Kontext der Transformationsforschung zur ‚low carbon‘ bzw. ‚decarbonized society‘ handelt es sich beim Heizen aufgrund des hohen Energieverbrauchs um einen besonders relevanten Untersuchungsfall. Darüber hinaus lag der Schwerpunkt soziologischer Forschung bisher generell eher auf der Reproduktion sozialer Ordnung; zur Erforschung von gesellschaftlichen Transformationsprozessen und sozialem Wandel generell hat die Soziologie hingegen bislang verhältnismäßig wenig beigetragen. Auch wurde von verschiedenen Seiten die Kritik geäußert, das Konzept der Praktiken sei wenig geeignet, um Wandel und Veränderungsprozesse zu erfassen (vgl. Warde 2005: 136). Im Kontrast dazu wird in dieser Arbeit die gegenteilige These vertreten, nämlich, dass der theoretische Ansatz sozialer Praktiken sogar besonders geeignet für die Analyse von Veränderungsprozessen ist. Es wird angenommen, dass Alternation und die Fähigkeit zu Wandel typische Eigenschaften und inhärente Merkmale von Praktiken sind und diese deshalb auch von Anfang an in den theoretischen Analysekonzepten konzeptionell mitgedacht und mit entworfen worden sind (vgl. Reckwitz 2003: 294f; Warde 2005: 140; Hargreaves 2011).

Im Folgenden soll zunächst die in dieser Arbeit eingenommene praxistheoretische Perspektive innerhalb der heterogenen Strömung praxistheoretischer Zugänge verortet werden. Im Anschluss werden die zentralen, die eigene empirische Forschung leitenden Annahmen und Konzepte dargelegt und es wird aufgezeigt, welche der praxistheoretischen Konzepte im Rahmen dieser Arbeit in den Mittelpunkt gestellt und für die eigene empirische Forschung aktiviert werden.

2.1 Der praxistheoretische Zugang

Der Ausdruck ‚Praxistheorie‘ (‚practice theory‘) hat in den letzten Jahrzehnten weite Verbreitung gefunden. Insbesondere in den Kultur- und Sozialwissenschaften erfreuen sich praxisanalytische Zugänge seit einigen Jahren immer größerer Popularität und kommen dort immer häufiger zur Anwendung. In Zusammenhang mit diesem Trend wird von einem „*practice turn in contemporary theory*“ (Schatzki et al. 2001, Hervorh. im Original) gesprochen (hierzu kritisch Bongaerts 2007).

Obwohl die häufig verwendete Bezeichnung ‚Praxistheorie‘ dies vermuten lässt, handelt es sich bei der praxistheoretischen Strömung keineswegs um ein einheitliches Theoriegebäude. Auch gibt es keine klar definierte „Theorie sozialer Praktiken“ (Reckwitz 2003: 282). Beim praxistheoretischen Zugang handelt es sich vielmehr um eine heterogene, weit aufgefächerte theoretische Strömung mit sehr verschiedenen Ansätzen (vgl. Schatzki et al. 2001; Ebrecht und Hillebrandt 2004; Hörning und Reuter 2004; Reckwitz 2003: 282–284). Von daher wäre es sinnvoll bzw. angemessener von Praxistheorie im Plural zu sprechen.

Das Spektrum praxistheoretischer Ansätze

Eine generelle Welle erneuten Interesses an ‚Alltag‘, ‚Lebenswelt‘ und ‚sozialer Praxis‘ (vgl. Reckwitz 2002b: 244) und damit auch an ‚Praxistheorie‘ kam im Rahmen verschiedener akademischer Disziplinen im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts auf. „The Practice Turn in Contemporary Theory“ (Schatzki et al. 2001), wie diese Denkströmung zuweilen bezeichnet wird, hat ihre Wurzeln demnach in mehreren unterschiedlichen Wissenschaftsdisziplinen (vgl. Reckwitz 2002b: 243). Zuletzt waren es der Philosoph Theodore R. Schatzki und der Soziologe Andreas Reckwitz, die bedeutende Versuche unternommen haben, die verschiedenen Stränge zu systematisieren und stärker zu einer ‚Theorie sozialer Praktiken‘ zu verdichten. Ihre

Zusammenführung und Fundierung eines praxistheoretischen Ansatzes basiert darauf, dass sie das Praktiken-Konzept erstmals explizit zentral stellen und dieses als theoretische Grundlage zur Analyse von Sozialwelt ausarbeiten. In diesem Sinne ist es erklärtes Ziel, die soziale Welt und das in ihr stattfindende soziale Geschehen als ein Gefüge vieler verschiedener, zum Teil auch aufeinander bezogener sozialer Praktiken zu analysieren. Dafür greifen sie auf die Arbeiten von Theoretiker*innen zurück, die bereits der ersten Generation von Praxistheoretiker*innen zugerechnet werden. Wichtige Referenzen sind etwa die Philosophen Ludwig Wittgenstein, Hubert Dreyfus und Charles Taylor, aber genauso gehören Soziologen wie Pierre Bourdieu und Anthony Giddens, sowie auch Kulturtheoretiker wie Michel Foucault und Jean-François Lyotard dazu (vgl. Schatzki 2001: 1; Schatzki 2012: 13; Reckwitz 2003: 282f). Diese Sozialtheoretiker haben wichtige Grundlagen geschaffen. In ihren Arbeiten finden sich bereits Elemente, die für eine Theorie sozialer Praktiken fruchtbar gemacht werden können und auf die Schatzki und Reckwitz ihren Theorieansatz aufbauen (hierzu ausführlich Schatzki 1996: insbes. Chapter 1 bis 3; Reckwitz 2000b: insbes. Kapitel 7, 2002b: 246–250). Es sind vor allem die neueren Arbeiten Schatzkis (1996, 2002) und Reckwitz' (2002b) gewesen, die zur Formulierung eines stärker einheitlichen Ansatzes zur Analyse sozialer Praktiken geführt haben. In seinem programmatischen Aufsatz „Toward a Theory of Social Practices“ aus dem Jahre 2002 spricht Reckwitz gar davon, „an idealized model of practice theory“ (Reckwitz 2002b: 244), also ‚einen Idealtypus von Praxistheorie‘ entwickeln zu wollen. Sein Ziel ist es, eine neue Denkströmung zu begründen, die den Rang eines eigenständigen und umfassenden sozialtheoretischen Ansatzes erreicht und damit als eine echte Alternative zu anderen idealtypischen Theorieansätzen, wie etwa der zweckrationalen und der normorientierten Handlungstheorie oder auch strukturtheoretischen Ansätzen gesehen werden kann (vgl. ebd.). Die in dieser Arbeit eingenommene theoretische Perspektive knüpft im Wesentlichen an diese Ausarbeitungen an. Dies soll im Folgenden begründet werden.

Auch wenn es sich (noch) nicht um einen einheitlichen Ansatz handelt, kann ‚Praxistheorie‘ dennoch als eine zwar lockere, aber abgrenzbare Denkströmung bezeichnet werden (Schatzki 2001: 13f). Neben zum Teil erheblichen Unterschieden zwischen den verschiedenen praxistheoretischen Ansätzen gibt es nämlich ein paar wichtige einende, das heißt gemeinsame Grundannahmen und Merkmale praxistheoretischer Zugänge (vgl. Reckwitz 2002b: 244, 2003; Brand 2011: 178; Schatzki 2012: 13f).

Diese einenden, theoretischen Basisannahmen stehen im Mittelpunkt des folgenden Abschnitts und werden dort näher erläutert.

2.1.1 Gemeinsame Grundannahmen des praxistheoretischen Zugangs

Im Wesentlichen sind es vier grundlegende Annahmen, auf denen die im Detail unterschiedlichen Ansätze der praxistheoretischen Strömung fußen.

2.1.1.1 Praktiken als elementare Einheit des Sozialen

Praxistheoretische Ansätze verorten das Soziale nicht in individuellen Handlungen, normativen Ordnungen, Zeichen- und Symbolsystemen, nicht in mentalen Strukturen oder Prozessen rekursiver Kommunikation, sondern in sozialen Praktiken. Bei einer Praktik handelt es sich um eine bestimmte geordnete Konstellation verschiedener körperlich-mentaler Aktivitäten. Eine Praktik ist ein soziales Phänomen in dem Sinne, dass sie immer mehrere Menschen betrifft bzw. erfasst (vgl. Reckwitz 2000b: 611–616; Schatzki 2012: 13). Praktiken werden als grundlegende und kleinste Einheit des Sozialen betrachtet und sind *die* relevanten Untersuchungseinheiten. In praxistheoretischer Perspektive werden gesellschaftliche Phänomene wie Sprache, kollektive Wissensordnungen, Deutungs- und Sinnsysteme, menschliches Handeln und Handlungsrationalitäten, Normen, Machtgefüge, aber auch Organisationen und soziale Institutionen, die sonst als gegebene Tatsachen betrachtet und bestimmt durch eigenlogische soziale Strukturen erklärt werden, demgegenüber als Hervorbringungen, Bestandteile, Verknüpfungen oder Sequenzen unterschiedlicher ‚Felder sozialer Praktiken‘ aufgefasst: „The field of practices is the total nexus of interconnected human practices“ (Schatzki 2001: 11).

Aus praxeologischer Perspektive stellt demzufolge die soziale Welt ein Gefüge aus „sehr konkret benennbaren, einzelnen, dabei miteinander verflochtenen Praktiken (im Plural)“ (Reckwitz 2003: 289, Hervorh. im Original) dar. Somit sind praxistheoretische Erklärungsansätze weder individua-

listisch¹⁹ noch holistisch²⁰: Sie folgen keiner individualistischen Erklärungslogik, weil Praktiken weder Eigen- noch Errungenschaften einzelner Individuen sind, sondern Praktiken sind überindividuelle Phänomene, in dem Sinne, dass sie den Individuen vorausgehen. Sie sind schon vor den einzelnen Tätigkeitsvollzügen da und ‚gehören‘ niemandem. Soziale Praktiken existieren einerseits unabhängig von individuellen Handlungsentwürfen und bestehen andererseits nur fort, weil sie von vielen individuell vollführt werden. Praxistheoretische Erklärungen folgen aber wiederum auch keiner holistischen Logik. Das Praktiken-Konzept entspricht keiner ‚strukturalistischen‘ Betrachtung, weil Praktiken nicht als einfach gegebene, statische Phänomene betrachtet werden, die die individuellen Handlungsvollzüge weitestgehend bestimmen. Praktiken haben keine starren Grenzen, sondern sind zu einem guten Teil offen und unbestimmt; und sie bestehen nur fort, wenn sie immer wieder aktiv und individuell, aber im Gesamtergebnis eben von einer größeren Gemeinschaft, vollzogen werden. Dabei können sie entweder reproduziert oder transformiert werden. Praxistheoretische Betrachtungen bieten demnach, so drückt es Schatzki aus, eher pluralistische und flexible Bilder und Beschreibungen vom Aufbau bzw. der Verfasstheit gesellschaftlichen Lebens, die generell in Opposition stehen zu (Vorstellungen von) starren verdinglichten Einheiten, die soziale Ordnung eher in lokalen Kontexten verankern und/oder die Komplexitäten, Unterschiede sowie Besonderheiten erfolgreich (in sich) aufnehmen bzw. unterbringen (Schatzki 1996: 12).

Praktiken liegen gleichsam quer zu Struktur und Handlung, sie bilden somit „eine emergente Ebene des Sozialen“ (Reckwitz 2003: 289). Schatzki folgert daraus als wesentliche Erkenntnis, dass „both social order and individuality [...] result from practices“ (Schatzki 1996: 13).

19 Die mit dem methodologischen Individualismus verbundene Erklärungsstrategie beinhaltet, dass Strukturmerkmale der höheren Ebene zurückzuführen sind auf Prozesse der Ebene des Individuellen und ‚Kleinen‘. Soziale Phänomene (*Macroebene*) werden demnach erklärt, indem man aufzeigt, dass sie aus bzw. von Einzelhandlungen her (*Mikroebene*) resultieren (vgl. Heintz 2004: 3).

20 Mit dem methodologischen Holismus bzw. Kollektivismus, der das logische Gegenstück zum methodologischen Individualismus darstellt, verbindet sich die Auffassung, „dass die höhere Ebene eigenständige Gesetzmäßigkeiten aufweist, die ohne Rückführung auf die tiefere Ebene analysierbar sind“ (Heintz 2004: 3). Gesellschaftliche Phänomene stehen demnach für sich und sind in dieser Sicht aus sich selbst bzw. ihrer Eigenlogik heraus zu erklären. Es gilt demnach der Grundsatz: ‚Soziales durch Soziales‘ zu erklären.

Das Praktiken-Konzept stellt demnach einen theoretischen Versuch dar, den Makro-Mikro-Dualismus zu überwinden bzw. zwischen dem Gegensatz von Struktur und Handlung perspektivisch zu vermitteln. Dies ist der Kerngedanke, der ebenso im Mittelpunkt der Strukturierungstheorie Giddens' steht. Gemäß dieser stellen soziale Praktiken den zentralen Untersuchungsbereich der Sozialwissenschaften dar:

„The basic domain of study of the social sciences, according to the theory of structuration, is neither the experience of the individual actor, nor the existence of any form of social totality, but social practices ordered across space and time. Human social activities [...] are recursive. That is to say, they are not brought into being by social actors but continually recreated by them via the very means whereby they express themselves *as* actors.“ (Giddens 1984: 2, Hervorh. im Original)

2.1.1.2 Soziale Praktiken als koordinierte Einheit von Aktivitäten

Eine weitere geteilte Annahme der praxistheoretischen Denkströmung ist, dass das Sozialleben als ein großes Netz von verschiedenen, dabei miteinander verknüpften Praktiken zu verstehen ist und dass Menschen sich in ihrem alltäglichen Leben in zahlreichen Praktiken betätigen. Bei Praktiken handelt es sich demzufolge um menschliches Tun. Sie stellen eine koordinierte Einheit von körperlich-mental-aktivitäten dar, die regelmäßig in mehr oder weniger routinierter Weise von vielen Menschen vollzogen werden. Praktiken sind also repetitive Verhaltensmuster – mehr noch: sie sind routinisierte Muster des Wahrnehmens, Bewertens, Denkens und Handelns.

Überdies teilen Praxistheoretiker*innen die Vorstellung, dass menschliches Handeln wesentlich auf einem Wissen basiert, das von den Handelnden selbst nicht verbal expliziert werden kann: ein ‚einverleibtes/inkorporiertes‘, kollektiv geteiltes ‚praktisches Verstehen‘ und Handlungswissen, ein tief verinnerlichtes Know-how, das die jeweiligen Praktiken zusammenhält und durch welches sie organisiert sind. In sozialen Praktiken sind Handeln und Wissen gekoppelt. Routinisierte Formen körperlich vollzogener Aktivitäten sind untrennbar verknüpft mit sinnhaften Versteherleistungen. Demgemäß begreifen, genauer konzipieren Praxistheoretiker*innen Praktiken als „embodied, materially mediated arrays of human activity centrally organized around a shared practical understanding“ (Schatzki 2001: 11). Vor allem der Körper wird dabei als zentrale ‚Vermittlungsinstanz‘ zwischen Geist/Sinn, Aktivitäten/physischem Handeln und

sozialen Prozessen angesehen (vgl. Brand 2011: 189). In praxistheoretischer Sicht beruhen Reproduktion wie auch Transformation sozialen Lebens auf der erfolgreichen ‚Performance‘ dieses einverlebten, also körperlich verankerten und vermittelten praktischen Wissens:

„the maintenance of practices, and thus the persistence and transformation of social life, rests centrally on the successful inculcation of shared embodied know-how. [...], the skilled body commands attention in practice theory as the common meeting point of mind and activity and of individual activity and society.” (Schatzki 2001: 12)

2.1.1.3 Das besondere Verständnis von ‚Materialität‘

In neueren praxistheoretischen Ansätzen wird die wichtige vermittelnde Rolle ‚Materialität‘ ganz allgemein zugesprochen. Demnach wird dem impliziten Handlungswissen im Rahmen von Praktiken sowohl durch die sinnhafte, erfahrene und gekonnte körperliche Ausführung bestimmter Handgriffe und Tätigkeiten als auch durch einen geschickten Umgang mit Dingen und technischen Artefakten sowie die geübte An- und Verwendung von Alltagsgegenständen Ausdruck verliehen (vgl. Reckwitz 2002a; Schatzki 2010). Diesem Verständnis folgend, ist zu betonen, „that within practices not only *bodies* but also *artifacts* are sites of understanding in the form of materialized understanding“ (Reckwitz 2002a: 212, Hervorh. im Original). Das heißt, es sind stets sowohl Körper und Geist in Form eines menschlichen Akteurs als auch Dinge erforderlich, um eine bestimmte soziale Praktik aufrechtzuerhalten (vgl. Schmidt 2012: 55–71).

2.1.1.4 Konzeption und Position des handelnden Subjekts

Bei einer Praktik handelt es sich um eine relativ beständige, relativ gut wiedererkennbare Entität. Solch eine Einheit kann aber nur fortbestehen, wenn die dazugehörigen, sinnhaft miteinander verbundenen mentalen und körperlichen Aktivitäten auch tatsächlich regelmäßig von Menschen vollzogen werden; und zwar nicht nur von ein paar wenigen Einzelpersonen, sondern von größeren Gruppen von Menschen – „without practitioners there would be no practice“ (Shove und Pantzar 2007: 164). Durch ihre Praktikenperformances sorgen die Individuen dafür, dass die Entitäten im Laufe der Zeit reproduziert und damit entweder stabilisiert oder eben umgestaltet werden. Das einzelne Individuum agiert folglich als ‚Trä-

ger*in‘ einer sozialen Praktik bzw. von vielen verschiedenen Praktiken, die nicht notwendigerweise miteinander koordiniert oder verknüpft sein müssen. Reckwitz fasst diese alternative Sicht auf das Individuum bzw. das praxistheoretische Subjektverständnis folgendermaßen zusammen:

„In practice theory, agents are body/minds who ‘carry’ and ‘carry out’ social practices. Thus the social world is first and foremost populated by diverse social practices which are carried by agents. Agents, so to speak, ‘consist in’ the performance of practices (which includes – to stress the point once more – not only bodily, but also mental routines).“ (Reckwitz 2002b: 256, Hervorh. im Original)

Als Träger*innen einer Praktik, so betont Reckwitz weiter, sind und handeln Akteure weder vollkommen autonom, noch verhalten sie sich wie ‚voreingenommene Trottel‘ („judgmental dopes“, ebd.), die einfach nur irgendwelchen gesellschaftlich anerkannten Normen folgen bzw. entsprechen. Vielmehr interpretieren und verstehen sie die Welt und auch sich selbst. Sie nutzen ihr praktisches Wissen/Know-how und ihr Motivationswissen entsprechend der jeweiligen, bestimmten Praktik. Da es viele verschiedene soziale Praktiken gibt und da jedes Individuum eine Vielzahl verschiedener sozialer Praktiken ausübt, stellt aus praxistheoretischer Sicht jedes Individuum einen ganz besonderen ‚Kreuzungspunkt‘ bzw. eine einzigartige ‚Schnittmenge‘ von Praktiken, also körperlich-mentalenen Routinen dar (ebd.).

Die übereinstimmende Festlegung praxistheoretischer Ansätze auf soziale Praktiken als Grundeinheit soziologischer Analyse impliziert folglich ein ‚dezentriertes‘ Verständnis sowohl von Subjektivität, als auch von Rationalität und Normativität (Brand 2011: 190). Das heißt, es wird nicht vom einzelnen Akteur und seinem Handeln ausgegangen, sondern vorrangig und zuallererst wird sozialen Praktiken nachgeforscht – sie bilden den Ausgangspunkt jedweder praxeologischer Analyse. Körper und materielle Artefakte kommen dabei als (Sinn-)Träger und Mitwirkende an Praktiken und menschliche Akteure im Sinne körperlich-geistiger Wesen kommen als Praktikendarsteller*innen in den Blick – aber eben immer erst, wenn sie sich in Form bestimmter Praktiken aktiv betätigen. Gleiches gilt für Entscheidungsmotive, Zwecke, Werte, Normen oder Intentionen sowie Ideen und Überzeugungen: sie werden im Rahmen von Praktiken hergestellt bzw. sie sind selbst schon Bestandteile spezifischer Praktiken (und nicht etwa dauerhafte persönliche Eigenschaften von Individuen).

Hiermit enden die zentralen Gemeinsamkeiten praxistheoretischer Ansätze. Im Detail fußen die einzelnen praxistheoretischen Ansätze auf teil-

weise recht unterschiedlichen Annahmen und es wird dementsprechend mit unterschiedlichen Konzepten gearbeitet. Im Folgenden soll daher nun näher auf die Begriffsverständnisse und Analysekonzepte des jüngst von Schatzki und Reckwitz begründeten Ansatzes sozialer Praktiken eingegangen werden, da dieser in der vorliegenden Studie zur Analyse von Heizaktivitäten in Privathaushalten verwendet wird.

2.1.2 Begriffsbestimmung und Konzeption sozialer Praktiken

Um sich alltäglichen Heizpraktiken empirisch angemessen nähern zu können, ist vorab zu klären, was theoretisch unter einer sozialen Praktik zu verstehen ist. Dafür wird in diesem Abschnitt das forschungsleitende Konzept ‚soziale Praktiken‘ konkretisiert, damit klar umrissen ist, welcher Gegenstand zu beobachten ist.

Was im analytischen Sinne genau gemeint ist, wenn von ‚Praktiken‘ die Rede ist, wird von Reckwitz prägnant geklärt, indem er zunächst eine Unterscheidung zwischen ‚Praxis‘ und ‚Praktiken‘ vornimmt und beide Begriffe in Abgrenzung zueinander definiert. Bei ‚Practice‘ im Singular – auf Deutsch ‚Praxis‘ – handelt es sich demnach um einen besonderen Ausdruck, der (im Deutschen) dafür verwendet wird, um (mit Nachdruck) jegliches menschliche Handeln zu beschreiben, und zwar ist hiermit wirklich das praktische Handeln, also körperliche Tun gemeint, im Gegensatz zu Theorie(arbeit) und bloßem Denken. Mit ‚Practices‘ im Plural – auf Deutsch ‚Praktiken‘ –, im Sinne der Theorie sozialer Praktiken, ist hingegen etwas anderes gemeint. In diesem Verständnis dient der Ausdruck ‚Praktik‘ (‚practice‘) zur Bezeichnung eines routinisierten Verhaltens bzw. eines wiederkehrenden Handlungsmusters, das aus mehreren, miteinander verbundenen Elementen besteht, also aus körperlichen Aktivitäten bzw. bestimmten Körperbewegungen, spezifischen mentalen Aktivitäten, Dingen/Gegenständen und ihrem Gebrauch, einem Hintergrundwissen in Form von Verstehen, Know-how, Gefühlszuständen und auch einem Motivationswissen/Beweggründen, usw. (Reckwitz 2002b: 249).

Praxissoziolog*innen interessieren sich für beide Belange. So steht Bourdieu, dessen Theorie explizit den Namen „Theorie der Praxis“ (Bourdieu 1976) trägt, mit seinen Arbeiten tendenziell eher für ersteres Begriffsverständnis (vgl. auch Bongaerts 2007: 254–257). Er verwendet den Begriff der Praxis vor allem dafür, die theoretische Praxis des bzw. der Wissenschaftler*in von der Alltagspraxis ‚gewöhnlicher‘ Menschen zu unterscheiden

(vgl. ebd.: 254).²¹ Für die Konsumsoziologie scheint hingegen eher letzterer Begriff bzw. das Konzept der Praktik aufschlussreich und geeignet zu sein. Dies ist so, weil es einerseits sehr differenzierte Analysen ermöglicht: Die zahlreichen Elemente jeglichen Konsumhandelns sowie ihre Verknüpfungen können in den Blick genommen werden. Andererseits ist das Konzept, das Praktiken als eine kohärente Einheit fasst, hinreichend abstrakt. Es eignet sich, um sehr unterschiedliche Phänomene zu betrachten: zum Beispiel ‚Heizen‘, aber auch ‚Tanzen‘ und ‚Unterrichten‘. Dadurch erscheinen Praktiken als klar benennbare, distinkte soziale Phänomene, die aber keinesfalls mit Einzelhandlungen gleichgesetzt oder verwechselt werden können (vgl. Warde 2005: 133). Deshalb wird in der soziologischen Konsumforschung, wie auch in dieser Arbeit, bei letzterer Begriffsbedeutung, nämlich der von sozialer Praktik angeknüpft.

Soziale Praktik(en) als abstrakte koordinierte Einheit(en) und als konkrete Performance(s)

Schatzki unterscheidet zwischen zwei zentralen Auffassungen einer sozialen Praktik: zum einen begreift er ‚Praktik‘ als eine abstrakte koordinierte (Seins-)Einheit, zum anderen fasst er ‚Praktik‘ als konkrete Performance bzw. tatsächliche Handlung auf.

Mit dem ersten Begriffsbild beschreibt Schatzki die Praktik als kleinste ontologische Entität des Sozialen, die immer aus mehreren, sinnhaft miteinander verknüpften Aktivitäten besteht. In dieser Auffassung spricht er von „practice as a temporally unfolding and spatially dispersed nexus of doings and sayings“ (Schatzki 1996: 89). Beispiele für solche sich über die Zeit entfaltenden und räumlich weit verbreiteten Gefüge von ‚doings and sayings‘ wären etwa Praktiken des Kochens, Erklärens, Aufräumens und Ordners, des Arbeitens, Erholens usw. Und weiter heißt es bei Schatzki:

„To say that the doings and sayings forming a practice constitute a nexus is to say that they are linked in certain ways. Three major avenues of linkage are involved: (1) through understandings, for example, of what to say and do; (2) through explicit rules, principles, precepts and instructions; and (3) through what I will call ‘teleoaffective’ structures embracing ends, projects, tasks, purposes, beliefs, emotions and moods.“ (ebd.)

21 Genau genommen oszilliert Bourdieu in seiner Herangehensweise permanent zwischen den beiden Bedeutungen von Praktik und Praxis (vgl. Warde 2005: 136).

Praktiken setzen sich demnach stets aus konkreten Taten und verbalen Äußerungen zusammen, was beinhaltet, dass man sich im Rahmen einer umfassenden Analyse von Praktiken mit beidem, sowohl mit dem praktischen Handeln als auch mit den gedanklichen und sprachlichen Repräsentationen dessen beschäftigen muss (vgl. Warde 2005: 134). In diesem ersten Praktikenverständnis liegt das Hauptaugenmerk auf den Verknüpfungen der verschiedenen, zu einer Praktik gehörenden Aktivitäten, also den sinnhaften Verbindungen. Und zwar beschreibt Schatzki (in obigem Zitat) drei wesentliche Pfade, über die die ‚doings and sayings‘ zu einem einheitlichen Gebilde in Form einer Praktik verknüpft sind: Erstens wird die Kopplung über (stillschweigende) Übereinkünfte, also ein implizites, geteiltes Verständnis hergestellt, beispielsweise davon, wie eine Situation zu interpretieren, wie in ihr (adäquat) zu handeln ist und was in diesem Rahmen gesagt werden kann oder darf. Zweitens findet laut Schatzki eine Kopplung über so etwas wie explizite Regeln, Grundsätze, Vorschriften, Normen und Anweisungen statt. Und drittens stellt Schatzki sich vor, dass so etwas wie eine ‚teleo-affektive Struktur‘ für Verbindung sorgt. Damit ist ein komplexes Gefüge bzw. eine große Gemengelage bestehend aus Zielen, Plänen, Absichten, Vorhaben, Aufgaben und Pflichten, Zwecken, Vorstellungen und Überzeugungen, sowie Empfindungen, Leidenschaften und Stimmungen gemeint, die sich im *Wie* des praktischen Handelns und Sprechens erkennbar niederschlägt (vgl. Schatzki 1996: 89). Erst diese sinnstiftenden Verknüpfungen machen Praktiken zu eindeutig identifizierbaren Einheiten. Denn letztendlich sind solche Bündel oder Blöcke von Aktivitäten nur dann als ‚Praktiken-Entitäten‘ deutlich identifizierbar, wenn die einbezogenen Aktivitäten bedeutungsvoll koordiniert und sinnhaft aufeinander bezogen sind.

Solcherlei Entitäten bestehen nur fort, wenn betreffende Aktivitäten tatsächlich von Menschen vollzogen, also (immer wieder) aktualisiert werden. Die Reproduktion des geordneten Zusammenhangs erfordert regelmäßige Durchführung. Hier knüpft Schatzki mit seiner zweiten Vorstellung von ‚Praktik als Performance‘ oder Ausführung an (vgl. ebd.: 90). Erst durch den konkreten Vollzug der mit einer Praktik verbundenen Tätigkeiten wird deutlich, welche Aktivitäten tatsächlich zur Praktik gehören. Gleichzeitig wird die Praktik wiederum erst durch die Ausführung der betreffenden Aktivitäten als Praktik konstituiert: „Each of the linked doings and sayings constituting a practice is only in being performed“ (ebd.).

Das zusammenhängende Vollführen der ‚doings and sayings‘ „actualizes and sustains practices in the sense of nexuses“ (ebd.). Hier wird deutlich, wie Schatzki die beiden von ihm unterschiedenen Praktikenkonzepte in

Verbindung bringt. Und zwar sehen sich Einzelpersonen Praktiken als Einheiten gegenüber, wie sie historisch entstanden und zu einer kollektiven Errungenschaft geworden sind. Das heißt, eine „performance presupposes a practice“ (Warde 2005: 134). Beispielsweise sehen Menschen sich mit dem Erfordernis konfrontiert, im Winter ihr Haus zu beheizen, damit sie nicht frieren, sondern sich in ihren Räumlichkeiten wohl und behaglich fühlen (können). Sie wissen, wie sie ihre Wohnräume angenehm erwärmen können; ihnen ist klar, was sie in dieser Situation machen müssen und sie beherrschen die entsprechenden Handlungen und Handgriffe, wie etwa die Heizung anstellen, die Heizkörperthermostatventile weit aufdrehen, Fenster und Türen überwiegend geschlossen halten und nur kurzes Stoßlüften praktizieren oder den Kamin anfeuern, usw. Durch ihre tatsächlichen Praktikenperformances reproduzieren und/oder verändern die Einzelnen dann die abstrakten (Praktiken-)Einheiten im Laufe der Zeit. Indem die Menschen entweder immer wieder die Heizkörper aufdrehen, reproduzieren sie das, was als ‚Heizen‘ aufgefasst und verstanden wird; oder, indem sie etwa auf neue Heiz- und Lüftungstechniken umsteigen, tragen sie dazu bei, dass andere, neue Aktivitäten unter Heizen subsumiert werden und sich dadurch mit der Zeit eventuell das Verständnis des Heizens sowie die Tätigkeit selbst grundlegend wandeln. Demzufolge sind die Konzepte von einer ‚Praktik-als-Einheit‘ und einer ‚Praktik-als-Performance‘ rekursiv aufeinander bezogen – und Gleiches gilt für die konkreten verschiedenen körperlich-mentalenen Aktivitäten, die sich dann im Einzelnen hinter den jeweiligen Praktiken verbergen.

2.1.3 Praktikentypologie

Mittlerweile zeichnet sich ab, dass sich drei Typen von Praktiken unterscheiden lassen, wie im Folgenden näher ausgeführt wird.

2.1.3.1 ‚Dispersed‘ und ‚integrative practices‘ – verstreute, weit verbreitete und integrative Praktiken

Zusätzlich zu der im vorangegangenen Abschnitt beschriebenen Unterscheidung weist Schatzki mit einer weiteren Unterscheidung, nämlich der zwischen ‚dispersed practices‘ und ‚integrative practices‘ auf den weiten Anwendungsbereich des Praktikenkonzepts hin.

Mit „dispersed practices“ (vgl. Schatzki 1996: 91f) sind Tätigkeiten gemeint, die in vielen Bereichen des Gesellschaftslebens vorkommen bzw. Anwendung finden. Praktiken des Erklärens, Beschreibens, Fragens, Berichten, des Anordnens und des Befolgens von Regeln – all das sind typische Beispiele für ‚verteilte‘ bzw. ‚weit verbreitete Praktiken‘. Ihr Vollzug erfordert hauptsächlich ein kollektiv geteiltes, praktisches Verstehen. Das Befolgen einer Regel beispielsweise, beinhaltet, dass man ein Verständnis davon hat, was es bedeutet, den Handlungsakt der Regelbefolgung angemessen auszuführen, darüber hinaus die Fähigkeit, den Akt des Regelbefolgens bei sich selbst und bei anderen identifizieren und benennen zu können sowie das Vermögen, regelkonformes Handeln auslösen und auf Regelbefolgung in adäquater Weise reagieren zu können. Es geht darum zu wissen, wie – im Sinne von „knowing how to“ (Schatzki 1996: 91) – eine Tätigkeit auszuführen ist. Dabei handelt es sich um ein (Leistungs-)Vermögen, das eine kollektiv geteilte Praxis voraussetzt, die den situationsgerechten konkreten Vollzug auf Basis eines sozial standardisierten und von den Einzelnen verinnerlichteten Wissens umfasst und zur Folge hat.

„Zentral für das praxeologische Verständnis des Handelns ist, [...] dass Handeln im Rahmen von Praktiken zuallererst als *wissensbasierte* Tätigkeit begriffen werden kann, als Aktivität, in der ein praktisches Wissen, ein Können im Sinne eines ‚know how‘ und eines praktischen Verstehens zum Einsatz kommt.“ (Reckwitz 2003: 291f, Hervorh. im Original)

Das kollektiv geteilte spezifische praktische Können bzw. Verstehen sorgt letztlich dafür, dass eine bestimmte Handlung bzw. Darbietung beispielsweise als (Akt der) Regelbefolgung erkennbar wird.

Diese rein theoretischen Ausführungen sollen anhand eines Beispiels verdeutlicht werden: Ein Gesellschaftsbereich, in dem die verteilte, das heißt häufig vorkommende Praktik der Regelbefolgung zur Anwendung kommt, ist der Straßenverkehr. Beim Autofahren gelten offizielle Verkehrsregeln. Diese sind von den Kraftfahrzeugführer*innen zu beachten, damit weder sie selbst noch andere Verkehrsteilnehmer*innen gefährdet werden; und auch, weil ein Regelverstoß meist streng sanktioniert wird: So droht bei kleineren Geschwindigkeitsüberschreitungen meist ‚nur‘ ein Bußgeld, hingegen kann es bei drastischen Überschreitungen eines festgelegten Tempolimits sogar zum temporären Entzug der Fahrerlaubnis kommen.

Eine andere Tätigkeit, bei der die Praktizierenden Regeln befolgen, ist das Kochen. Gerade Anfänger*innen folgen beim Kochen eines neuen, ihnen noch unbekanntes Gerichts meist sehr genau den detaillierten Angaben und Anweisungen eines Rezepts, damit selbiges gelingt. Später, wenn sie das Gericht bereits einige Male gekocht haben, brauchen sie meist kein Rezept mehr, weil das Rezept(-wissen) dann bereits in ihrem Gedächtnis verankert ist und durch das mehrmalige Wiederholen zudem noch mit praktischem Erfahrungswissen angereichert wurde. Auch bei kleinen Abweichungen kommt dann normalerweise am Ende ein wohlschmeckendes Gericht heraus. Oftmals wird das Rezept von den Praktizierenden sogar bewusst leicht abgewandelt, weil sie allmählich aus der Erfahrung wissen, wie es ihnen am besten gelingt und am besten schmeckt.

Diese beiden Anwendungsbeispiele für das Auftauchen der generellen Praktik des Regelbefolgens zeigen, dass diese Praktik allgemeine und eher abstrakte Aktivitäten umfasst, die es einerseits möglich machen, konkrete Handlungsvollzüge in sehr unterschiedlichen Bereichen bzw. Kontexten als Ausführungen ein und derselben verteilten Praktik zu identifizieren, nämlich der Regelbefolgung. Andererseits machen die gewählten Beispiele deutlich, dass die konkreten Performances der Regelbefolgung in den verschiedenen Bereichen (Verkehr und Essenszubereitung) nicht nur sehr unterschiedlich aussehen können, sondern im Einzelnen auch ganz andere, für den jeweiligen Bereich spezifische Fähig- und Fertigkeiten erfordern und jeweils für den Tätigkeitsbereich typische Handlungsvollzüge beinhalten.

Mit „integrative practices“ bezeichnet Schatzki „the more complex practices found in and constitutive of particular domains of social life“ (Schatzki 1996: 98). Zu den ‚integrativen‘ oder ‚spezifischen Praktiken‘ werden beispielsweise landwirtschaftliche Tätigkeiten, Kochaktivitäten, Geschäftspraktiken und Lehrtätigkeiten gezählt. Diese beinhalten sehr häufig auch weit verbreitete Praktiken wie Fragen, Erklären oder das Befolgen von Regeln (vgl. die oben beschriebenen Beispiele). Es ist aber wichtig, integrative Praktiken nicht nur als eine Ansammlung von verteilten Praktiken zu verstehen, sondern sie wirklich als einen anders gearteten, eigenständigen Praktikentypus zu begreifen. Verbreitete Praktiken, sofern sie im Rahmen von integrativen Praktiken auftauchen, erscheinen dann meist in spezialisierter Form, weil sie durch die Eingliederung in einen bestimmten größeren Tätigkeitszusammenhang abgewandelt oder den anderen noch in dieser Praktik enthaltenen Aktivitäten angepasst wurden: „Although multiple dispersed practices wander through and meet within integrative ones, they are sometimes transformed through their incorporation“

(vgl. ebd.: 99). So umfasst die allgemeine Tätigkeit des Regelbefolgens ganz andere ‚doings and sayings‘ und ist mit einem ganz anderen sinnhaften Verstehen verbunden, je nachdem ob ihr im Rahmen von Kochaktivitäten oder beim Führen eines Kraftfahrzeugs im Straßenverkehr nachgegangen wird.

„For instance, such dispersed practices as describing and requesting course largely unaltered through numerous domains of social life, regardless of how much they might be transformed within specific domains. What is true is that people usually, though not always, are also engaged in an integrative practice when carrying on a dispersed practice.” (ebd.)

Ganz generell interessiert sich die Soziologie vorrangig für integrative bzw. spezifische Praktiken und dies gilt ausdrücklich in gleicher Weise für die Konsumsoziologie, wie an späterer Stelle noch ausführlich darzulegen sein wird.

2.1.3.2 ‚Compound practices‘ – komplexe, zusammengesetzte Praktiken

Warde argumentiert, dass es sinnvoll ist, neben den zwei von Schatzki beschriebenen Praktikenarten, den weit verbreiteten, eher allgemeinen und den integrativen, eher spezifischen Praktiken, noch einen weiteren Typus von Praktiken zu unterscheiden: die „composite or compound practices“ (Warde 2013). Warde zufolge handelt es sich bei einer ‚compound practice‘ um eine besonders komplexe, weil aus mehreren Teilen, genauer: aus mehreren integrativen Praktiken zusammengesetzte Praktik. Die zu einer ‚compound practice‘ gehörenden integrativen Praktiken könnten zwar jeweils für sich alleine stehen; wenn sie allerdings in spezifischer Weise angeordnet sind und dementsprechend sinnhaft miteinander verschränkt erscheinen, sind sie, so argumentiert Warde, als Teilelemente einer „composite or compound practice“ (ebd.: 25, Hervorh. im Original) zu betrachten. Ob es sich um solch einen geordneten Komplex mehrerer integrativer Praktiken, also um eine so genannte ‚compound practice‘ handelt, wird demnach erst mit Blick auf ihre konkrete Verknüpfung und ihr wirkliches Erscheinen in einem sozialen Kontext erkennbar.

Warde hat sich in Anbetracht des für ihn nicht klar einzuordnenden Falls ‚eating‘ (Essen) die grundlegende Frage gestellt, wie eine Praktik überhaupt als Praktik zu identifizieren ist. Wie lassen sich Aktivitäten möglichst eindeutig, als zu einer Praktik gehörend, gegen andere Aktivitä-

ten abgrenzen? – Wo liegen die Grenzen einer Praktik? Daran anschließend wirft er die grundsätzliche Frage auf: Was sind eigentlich die wesentlichen Charakteristika einer Praktik? Anhand welcher Merkmale lässt sich eine Praktik deutlich als solche erkennen?

Um diese theoretisch-methodologischen Fragen genauer zu erkunden, knüpft Warde an Schatzkis anfängliche Ausarbeitungen zu verteilten und integrativen Praktiken an (vgl. Warde 2013: 20). Schatzki benennt mehrere Kriterien anhand derer integrative Praktiken relativ präzise auszumachen sind (vgl. Schatzki 1996: 98–110). Davon erscheinen Warde drei Grundannahmen für seine eigene weitere Argumentation relevant: Erstens müssen Praktikenperformances, auch wenn sie stark abweichend und neu erscheinen, dennoch hinlänglich altbekannte Aspekte enthalten. Sie müssen also genügend an Gemeinsamkeit(en) mit der bisher vorhandenen Praktik aufweisen, so dass sie auch weiterhin, trotz ihrer Anders- bzw. Neuartigkeit, als korrekte und annehmbare Ausführungen dieser betreffenden Praktik erkennbar bleiben (Warde 2013: 20). Zweitens die Annahme, dass Praktiken über sozialen Charakter verfügen und dies kraft der Tatsache, dass sie an verschiedenen Orten und zu unterschiedlichen Zeiten oder auch zeitlich parallel von unbegrenzt vielen anderen Praktizierenden vollzogen werden. Und drittens die Annahme, dass irgendeine spezifische (Art von) Praktikeneinheit existiert, die nicht nur in den Vorstellungen der Individuen vorhanden ist: „the organization of an integrative practice is out there in performances themselves not in the minds of actors“ (ebd.). Die ersten beiden Annahmen gelten sowohl für verteilte als auch für integrative Praktiken; die letzte Annahme sei aber nur im Fall von integrativen Praktiken gültig.

Das entscheidende Kriterium zur Identifikation einer Praktik als integrative Praktik sei demnach die grundsätzliche und klare Geordnetheit der zu einer Praktik verknüpften Aktivitäten. Das heißt, die abstrakte Gliederung einer Praktik schlägt sich in den tatsächlichen Vollzügen nieder und wird damit immer wieder aufs Neue sichtbar, weil die zu einer integrativen Praktik gehörenden Aktivitäten eben nicht vollkommen beliebig, sondern stets in einer bestimmten Handlungsabfolge und -anordnung vollzogen werden. ‚Organization‘ scheint, so versteht Warde Schatzki, das entscheidende Merkmal integrativer Praktiken zu sein – eine Gliederung, die immer auch ‚out there‘, in den Darstellungen selbst wiederzuentdecken sei (vgl. ebd.: 20). Warde zieht daraus die Schlussfolgerung: „*Social organization is a necessary condition of the existence of a practice*“ (ebd: 23, Hervorh. im Original).

Wardes Antwort auf die Frage, wie Praktikenperformances trotz ihrer Einzigartigkeit geregelt und organisiert sein können, ist, dass die normativen Standards, nach denen eine Praktikenausführung als richtig und angemessen beurteilt wird, öffentlich ersichtlich sind. Dies komme in einer expliziten Formalisierung und Kodifizierung entsprechender Praktiken zum Ausdruck. Formalisierung und Regulierung sind häufig das Resultat der Tätigkeit entsprechender formaler Organisationen. So geben beispielsweise das Umweltbundesamt und die Verbraucherzentrale regelmäßig sehr detaillierte Flyer und Merkblätter zum ‚richtigen‘ Heizen und Lüften heraus.²²

„Indeed, one of the ways in which we might recognise a practice is through the existence of formalized processes, procedures or artefacts directed towards specifying adequate performances.“ (ebd.)

Ein gebräuchliches Mittel hierzu sind schriftlich festgehaltene Tätigkeitsbeschreibungen – hierbei handelt es sich um detaillierte Erläuterungen, wie die betreffende Praktik richtig zu vollziehen ist. Beispiele hierfür sind Betriebs- oder Bedienungsanleitungen, Einführungen oder Leitfäden, Regelwerke, erste Selbstlernbücher oder Handbücher zur Performanceverbesserung. Formale Anleitungen sind demnach als deutliche Hinweise für die Existenz einer Praktik anzusehen:

„For practices only exist where performances can attain to some standard of excellence and thus, for most individuals, be improved. Manuals also seem to provide solid evidence of the facticity (and common recognition) of the existence of some underlying foundations to correct or acceptable performances of a complex and widely shared practice.“ (ebd.)

Warde zieht eine Parallele zu Selbstlernangeboten und stellt die These auf, dass es grundsätzlich möglich sein sollte, jede Tätigkeit, die als integrative Praktik angesehen werden kann, in die „Teach Yourself series“ (ebd.) einzubeziehen. Selbstlern-Bücher und -Trainingshefte verfügen seiner Ansicht nach über mehrere definierende Merkmale, die sich auch als Kriterien für die Identifizierung integrativer Praktiken eignen: So bieten diese Bücher

22 Vgl. Flyer „Gesundes Raumklima. Heizen, Lüften, Feuchtigkeit und Schimmel“ der Verbraucherzentrale (Verbraucherzentrale Bundesverband e.V. (VZBV) 2017*); Website-Artikel zu den Themen „Richtig Heizen, Schimmelbildung vermeiden“ und „Richtig Lüften, Schimmelbildung vermeiden“ des Umweltbundesamtes (Umweltbundesamt (UBA) 2013, 2017.*).

normalerweise einen einfachen und vorläufigen Überblick über Inhalt und das einschlägige Wissen (zu) einer bestimmten Tätigkeit. Meist wird dieses Wissen in Form von Regeln und Fakten sowie klaren Handlungsanweisungen präsentiert, also in einer für Anfänger*innen geeigneten Weise, damit diese erfahren bzw. nach der Lektüre wissen, wie die entsprechenden Praktiken auszuführen und zu verbessern sind. Anleitungsbücher zum Selbstlernen skizzieren demnach die Art und Weise sowie die Mittel zur Erlangung der betreffenden Kompetenzen, um eine Performance abliefern zu können, die von einem fachkundigen Publikum als angemessen anerkannt werden würde. Darüber hinaus präsentierten diese Selbstlernbücher die Aktivität als eine Praktik, im Sinne einer koordinierten Einheit, d.h. mit geteilten Normen für die Ausführung (vgl. Warde 2013: 24).

Warde beschreibt es als ‚Paradox‘ des Formalisierungs- und Kodifizierungsprozesses, dass sich kompetente Praktizierende beim Vollzug einer Praktik zwar niemals streng an die Vorschriften und Regeln halten oder zur praktischen Betätigung meist nicht auf eine Betriebsanleitung Bezug nehmen, dass aber dennoch die genaue Kodifizierung und Formalisierung einer anspruchsvollen Praktik üblich, selbst schon eine Formsache sei. Zwar gebe es oftmals eine starke Formalisierung, diese habe aber keineswegs zur Folge, dass dadurch alle Praktikenvollzüge gleich aussähen. Handbücher und Anleitungen für bestimmte praktische Tätigkeiten dienen vielmehr lediglich als gute Belege dafür, dass die betreffenden Aktivitäten den Status anerkannter, gut ausgereifter und damit gut ausgearbeiteter Praktiken erreicht hätten. Demnach können sich solche Handbücher dann als besonders nützlich und hilfreich erweisen, wenn es um die abstrakt-theoretische Bestimmung bzw. Spezifizierung und genaue Einordnung von Praktiken geht (vgl. ebd.).

Als Veranschaulichung für solch einen Bestimmungsprozess arbeitet sich Warde an der Praktik des „eating“ (ebd.: 24f) ab.²³ Warde prüft zunächst, ob ‚eating‘ angemessen als eine verteilte, also eher allgemeine oder als eine integrative Praktik beschrieben werden kann. Er kommt aber zum Schluss, dass mit beiden Praktikerkonzepten ‚eating‘ in der britischen Gegenwartsgesellschaft nicht plausibel dargestellt werden kann, sondern dass es dafür eines anderen Konzepts bedarf. Warde begründet dies folgendermaßen: Zwar existiere ein weit verbreitetes praktisches Verständnis, was

23 Beim Nachvollzug des Beispiels wird überwiegend die englische Bezeichnung ‚eating‘ beibehalten, da sich mit den deutschen Übersetzungen ‚Essen‘ oder ‚Nahrungsaufnahme‘ die verschiedenen, sich hinter dem Begriff ‚eating‘ verbergenden umfassenden Tätigkeiten nur unzulänglich erfassen lassen.

man sich unter ‚eating‘ vorzustellen habe, aber es fehlten eben gemeinsam geteilte normative Standards, die die Aktivität sowie ihre konkrete Ausführung formal regulierten: „Most immediately, in Britain at present there exists no shared understanding of what it means to eat well“ (ebd.: 22). Stattdessen lässt sich für ihn ‚eating‘ am plausibelsten als eine eigenständige, aber sehr umfassende Praktik beschreiben, die auf mehreren integrativen Praktiken basiert. ‚Eating‘, so wie es die Briten zurzeit kennen würden, setze die Verschränkung von mindestens vier integrativen Praktiken voraus: die Versorgung mit Lebensmitteln, das Kochen, die Organisation und der geregelte Ablauf von Mahlzeiten sowie ästhetische Geschmacksbeurteilungen. Diese integrativen Praktiken sind gemäß Warde allgemein als ‚Ernährung‘, ‚Kochkunst‘, ‚Tischmanieren‘ oder ‚Umgangsformen bei Tisch‘ und ‚Gastronomie‘ bzw. ‚Esskultur‘ formalisiert. Von daher könnte man ‚eating‘ als eine außergewöhnlich komplexe Praktik betrachten:

„Conceived as an entity, one option would be to conceptualize it as emergent from a number of these other integrative practices. Even better, perhaps, would be to treat it as a composite or *compound* practice with multiple organizational underpinnings. Performances of eating are, in the latter view, a complex corollary of the intersection of four, relatively autonomous integrative practices.” (Warde 2013: 24f, Hervorh. im Original)

Das Vorhandensein von vier Teilpraktiken mache es äußerst schwierig, ‚eating‘ als Gesamtpraktik zu koordinieren, sowohl auf der Ebene individueller Performance als auch auf Ebene der kollektiven Institution. Daraus ergibt sich für Warde, dass ‚eating performances‘ gesellschaftlich nur wenig geordnet, ja regelrecht unorganisiert seien. Denn schließlich habe jede zu ‚eating‘ gehörende integrative Teilpraktik ihre eigene Logik und ihre eigenen unterschiedlichen Koordinierungsinstanzen (vgl. ebd.: 25).

Demnach geht es bei zusammengesetzten Praktiken vorrangig darum, zu klären, wie die verschiedenen zu einer ‚compound practice‘ verschränkten integrativen Praktiken im Einzelnen aufeinander abgestimmt sind.

Welche Schlüsse zieht Warde nun aus seiner Analyse? Er hat festgestellt, dass man mit dem bisher für komplexere Praktiken verwendeten Konzept der integrativen Praktiken im Falle von ‚eating‘ nicht weit kommt. ‚Eating‘ stellt sich als ein besonderer, bislang noch nicht näher bestimmter Typus von Praktiken dar. Von daher erscheint es sinnvoll, ein neues Praktikenkonzept für solch komplexe und ‚heteronome‘ Praktiken wie ‚eating‘ zu entwickeln. Den Ausgangspunkt für eine präzisere Bestimmung und Einordnung dessen, um welchen Praktikentypus es sich bei ‚eating‘ handelt,

bildet für Warde „the fundamental axiom that performances and practices [as entities, JM] stand in a recursive relationship to one another“ (Warde 2013: 27). Demnach erscheint ‚eating‘ in seiner gegenwärtigen Ausgestaltung als Beispiel für eine zusammengesetzte Praktik:

„That is to say, the practice is recognizable through its performances, but judgement of their correctness (their conformity with standards) cannot be made with reference to a single integrative practice. The normative forces governing eating are divergent in their injunctions, even mutually contradictory.“ (ebd.)

Für diese Arbeit ist es aufschlussreich, diese (kleine dreiteilige) ‚Praktiken-Typologie‘ zu kennen, da es in Kapitel 2.2.5 darum gehen wird, herauszuarbeiten, um welchen Typus von Praktik es sich beim *Heizen* handelt – das heißt, welche Aktivitäten zum Heizen dazugehören, in welchem Verhältnis sie zueinander stehen und wie sie miteinander koordiniert sind. So ist ‚richtiges‘ Heizen in der Praxis untrennbar mit der Aktivität des Lüftens verbunden (und diese Verknüpfung wird größtenteils auch in der Theorie gemacht). Handelt es sich beim Heizen und Lüften nun um zwei zwar eng miteinander in Zusammenhang stehende bzw. aufs engste verbundene, aber dennoch getrennte, eigenständige, so genannte ‚integrative Praktiken‘? Oder ist es angemessener von Heizen als einer ‚komplexen Praktik‘ zu sprechen, also Heizen (im Sinne Wardes) als eine ‚zusammengesetzte Praktik‘ zu betrachten, die die Operation des Lüftens immer schon enthält bzw. mit umfasst? Und inwiefern verschieben bzw. verändern die in dieser Arbeit analysierten neu eingeführten (Heizungs-)Technologien (noch einmal) das Verhältnis von Heizen und Lüften in der praktischen Performance bzw. der alltäglichen Handlungspraxis? Dies sind zentrale Fragen, die vor allem in Kapitel 4.2 des empirischen Teils dieser Arbeit vertiefend behandelt werden sollen.

2.1.4 Merkmale sozialer Praktiken

In diesem Abschnitt sollen die zentralen Eigenschaften von Praktiken zusammengefasst werden, um ein klares Bild von dem Untersuchungsgegenstand dieser Arbeit zu erlangen und ein verständliches Konzept zur empirischen Anwendung zu haben. Insgesamt werden sechs Merkmale von Praktiken ausgeführt: ihre raumzeitliche Ausdehnung, ihre körperliche Verankerung, ihre Verknüpfung von körperlichen und sinnhaften Eigenschaf-

ten, ihre materielle Komponente, ihre geschichtliche und kulturelle Verankerung sowie ihre Stabilität bzw. Wandelbarkeit.

2.1.4.1 Praktiken überschreiten raumzeitliche Grenzen

Räumliche und zeitliche Grenzen zu transzendieren, ist eine vielfach beschriebene Eigenschaft von Praktiken (Reckwitz 2004: 321; vgl. bereits Giddens 1997 [1984] und Schatzki 1996: 89). Damit ist gemeint, dass die zu einer Praktik gehörenden Aktivitäten von verschiedenen Individuen (oder auch Personengruppen) zu verschiedenen Zeitpunkten und an verschiedenen Orten immer mal wieder, meist mit einer gewissen Regelmäßigkeit vollzogen werden. Soziale Praktiken sind demnach (über Raum und Zeit hinweg) relativ beständig und stabil. Sie weisen somit ‚Routinecharakter‘ auf. Bei sozialen Praktiken handelt es sich typischerweise um einen Komplex bzw. Zusammenhang von körperlichen und mentalen Routineaktivitäten (vgl. Reckwitz 2002b: 252, 256). Das Besondere an routinisierten Handlungsvollzügen ist, dass in ihrem Fall die Entscheidungsfindung keine wesentliche Rolle (mehr) spielt. Alternativen werden nicht (mehr) bewusst in Betracht gezogen und gegeneinander abgewogen; dadurch laufen die entsprechenden Aktivitäten nahezu unverändert, stets in gleicher Art und Weise ab. Das Resultat sind relativ stabile und damit leicht zu identifizierende, weil ständig wiederkehrende Tätigkeitsvollzüge (vgl. Bauman 2000: 153). Das gesamte (Alltags-)Leben setzt sich demnach aus einer Vielzahl von Gewohnheiten und Routinen zusammen.

Die Akteure sind sich über ihr alltägliches Handeln und die entsprechenden Handlungsgründe zwar meistens in dem Sinne bewusst, dass, wenn sie danach gefragt werden, sie „die Absichten ihres Handelns und dessen Gründe fast immer diskursiv darlegen können“ (Giddens 1997 [1984]: 57). Jedoch seien den Akteuren die Motive ihres Handelns – Reckwitz spricht hier etwas allgemeiner von der „sinnhafte[n] Orientierung der Träger der Praktiken“ (Reckwitz 2004: 322) – meist nicht wirklich bewusst, da „Motive [dazu] neigen, nur unter relativ ungewöhnlichen Umständen eine direkte Auswirkung auf das Handeln zu haben, d.h. in Situationen, die in gewissem Sinne von der Routine abweichen“ (Giddens 1997 [1984]: 57). Vielmehr „sorgen Motive“, so führt Giddens weiter aus, „[hauptsächlich] für Gesamtpläne oder Programme – »Entwürfe« in Schütz’ Worten –, innerhalb derer eine Reihe von Verhaltensweisen ausgeübt werden“ (ebd., Hervorh. im Original). Die meisten alltäglichen Aktivitäten werden allerdings in Form von Routinen vollzogen, die keiner be-

wussten Reflexion mehr bedürfen (vgl. ebd.: 36). In ihnen ist ein praktisches Bewusstsein eingelagert, ein stillschweigendes Wissen, wie in verschiedenen Kontexten angemessen zu handeln ist (ebd.). Wie das Handeln (selbst), so ist in praxistheoretischer Perspektive demnach auch ‚Intentionalität‘, also die motivationale Begründung von Handeln, nicht atomistisch und individualistisch, sondern aus einer Prozessperspektive zu betrachten (ebd.: 54). Die Sinngrundlage einer Praktik ist somit oft implizit, wird gemeinsam geteilt und situativ im Vollzug der Praktik mobilisiert (Reckwitz 2004: 322, vgl. hierzu auch Giddens 1979: 49–95; Schatzki 1996: 19–132).

Dabei können repetitive Handlungsmuster unterschiedlich fundiert sein: Auf der einen Seite gibt es bewusst eingeübtes Handeln, also Wiederholungen von Handlungen, die zumindest zu Anfang bestimmten bewussten Reflexionsprozessen unterlagen. Die Routinisierung hat dann den Zweck, diese bewussten Überlegungen nicht wiederholen zu müssen, sie wirkt also entlastend und reduziert die Komplexität von Handlungsentscheidungen (vgl. Ilmonen 2001). Auf der anderen Seite kann es sich um Wiederholungen von Handlungen handeln, über die nie bewusst nachgedacht und die nie absichtsvoll eingeübt wurden, sondern eher einem von vornherein unreflektiert erlernten Tun gleichkommen. Repetitive Handlungsmuster lassen sich demnach in Routinen und Gewohnheiten unterscheiden:

„Es lässt sich leicht feststellen, dass ‚Routine‘ offenkundig ein ursprünglich bewusst trainiertes Handeln bezeichnet, während ‚Gewohnheiten‘ ihrem Bedeutungsgehalt nach auch und gerade auf der Aneignung von Verhaltensweisen beruhen, die nicht das Bewusstsein im Sinne eines Entwurfs, Ziels oder Plans durchlaufen haben müssen, die also auch nicht die Form propositionalen Wissens annehmen müssen.“ (Bongaerts 2007: 256)

Der Aneignungsmodus impliziten Wissens gibt zudem auch Auskunft darüber, auf welcher Form von Wissen ein repetitives Handlungsmuster jeweils basiert. So handele es sich bei dem in Routinen zum Ausdruck kommenden Wissen um ein propositionales Wissen im Sinne von ‚wissen, dass‘ (knowing that). In diesem Verständnis bedeutet ‚wissen‘ so viel wie ‚über eine bestimmte Information verfügen‘ oder ‚einen bestimmten Sachverhalt kennen‘. Demgegenüber sei ein im Wesentlichen nicht bewusst angeeignetes Wissen, wie es bei einem von Gewohnheiten getragenen Handeln zum Ausdruck komme, auch nicht-propositional (vgl. ebd.). Hier gehe es eher um Wissen im Sinne von ‚wissen wie‘ (knowing how), so habe

‚wissen‘ die Bedeutung von ‚etwas können‘ oder ‚eine bestimmte Fähigkeit besitzen‘.

Ob es sich bei einem sich wiederholenden Handlungsmuster nun um eine Routine oder eine Gewohnheit handelt, lässt sich demnach feststellen, indem man versucht, nicht nur das dem Handeln zugrundeliegende Wissen zu rekonstruieren, sondern auch wie, also die Art und Weise bzw. den Prozess, in dem der betreffende Akteur sich dieses Wissen angeeignet hat.

Die Inkorporation von Wissen führt dazu, dass die Akteure über ihr Tun oft nur noch begrenzt bzw. kaum mehr Auskunft geben können, wenn sie zu diesem befragt werden (vgl. Giddens 1997 [1984]: 36) und dazu, dass häufig (und oft beharrlich) an HandlungsROUTINEN festgehalten wird, auch wenn dies gegebenenfalls nicht (mehr) funktional ist (Ilmonen 2001: 17).

Durch ihren repetitiven Charakter und das in sie eingelagerte Wissen ergeben sich relativ stabile und damit leicht zu identifizierende, weil ständig wiederkehrende Tätigkeitsvollzüge (vgl. Bauman 2000: 153). Und obwohl jede Gewohnheit und jede Routinetätigkeit für sich genommen häufig relativ wenig bedeutet, haben sie in der Gesamtsumme enorme Auswirkungen auf unsere Gesundheit, unseren Ressourcenverbrauch, unsere finanzielle Situation, unsere Produktivität und unser Wohlbefinden (vgl. Duhigg 2012).

Praktiken transzendieren somit raumzeitliche Grenzen. Auf den Untersuchungsgegenstand des Wohnraumheizens bezogen, lässt sich dieses Merkmal sehr einfach darlegen: Routinen rund um das Heizen werden in der Ferienwohnung des Winterurlaubs ebenso angewendet, wie sie gegebenenfalls früher, in einer heiztechnisch ähnlich ausgestatteten Wohnung praktiziert wurden.

2.1.4.2 Die körperliche Darstellung und Verankerung von Praktiken

Ein zweites wichtiges Merkmal sozialer Praktiken ist ihre ‚Körperlichkeit‘ (vgl. z.B. Schmidt 2012: 55–62):

„Aus praxeologischer Perspektive ist auf basaler Ebene jede Praktik eine körperliche ‚performance‘: Wer eine Praktik erlernt, lernt, seinen Körper auf bestimmte, sozial als angemessen perzipierte Weise zu bewegen; [...] die Praktik *ist* zunächst nichts anderes als eine regelmäßige, kompetente (‚skillful‘) Bewegung des Körpers.“ (Reckwitz 2004: 322, Hervorh. im Original).

Demzufolge sind soziale Praktiken immer auch „sinnhafte, bedeutungstragende, gekonnte Körperbewegungen“ (Schmidt 2012: 55). Ohne Körper bzw. körperliche Beteiligung gibt es demnach keine Praktiken. Entsprechend erhält der Körper bzw. Körperlichkeit in praxistheoretischen Analysen besondere Aufmerksamkeit, wodurch sie sich deutlich von mentalistischen Kulturtheorien sowie von den beiden traditionellen Formen der Handlungstheorie (der zweck- und der normorientierten Handlungserklärung) abgrenzen. Diese Ansätze tendieren dazu, den Körper allenfalls als ‚Werkzeug‘ oder ‚Ausführungsinstrument‘ von Motiven, Normen oder kognitiven Schemata aufzufassen – der Körper bzw. körperliches Tun wird in dieser Logik als dem Geist bzw. dem Denken/Mentalen nachgeordnet angesehen, das öffentlich sichtbare Handeln werde demnach von der inneren Sphäre des Geistes angeleitet. Dementsprechend finden Körper und Körperbewegungen in diesen Erklärungsansätzen auch begrifflich – wenn überhaupt – nur am Rande Erwähnung. Hingegen verstehen und konzipieren die Theorien sozialer Praktiken²⁴ den Körper als elementaren Bestandteil jedweder Praktik: Der Körper erscheint als ‚Träger‘ bzw. ‚Medium‘ des impliziten Wissens und Verstehens – durch Bewegung in Routinen bringt er implizite, gemeinsam geteilte Wissensordnungen zum Ausdruck (vgl. Schatzki 1996: 23; Reckwitz 2000a: 177ff). Dem Körper wird „als Speicher vergangener Praktiken sowie als Medium und Agens in gegenwärtigen Praktiken eine zentrale Rolle zu[erkannt]“ (Schmidt 2012: 55). Durch entsprechend praxistheoretisch angeleitete Analysen von Tätigkeiten, wie etwa das wissenschaftliche Arbeiten oder das Programmieren, die normalerweise als kognitive Domäne gelten (ebd.), wird zu zeigen versucht, dass der Körper auch in solchen Tätigkeiten entscheidend involviert ist (vgl. hierzu auch Wallenborn und Wilhite 2014: 57). Praktiken-theoretiker*innen gilt der geschulte, trainierte („skilled“) Körper als zentrale Vermittlungsinstanz, als Schnittstelle von Geist/Verstand und Aktivität sowie von individueller Tätigkeit und Gesellschaft (Schatzki 2001: 12). Man könnte diesen gesamten Punkt auch mit Postill wie folgt zusammenfassen: „*practice theory is a body of work about the work of the body*“ (Postill 2010 : 8, Hervorh. Im Original).

Die körperliche Komponente ist somit ein charakteristisches und wichtiges Merkmal sozialer Praktiken. Bezogen auf das Untersuchungsthema wurde bereits einleitend (vgl. Kapitel 1.5) auf die zentrale Bedeutung von

24 Reckwitz (2000b) spricht meist von „praxeologische[r] Kulturtheorie“ oder von den „Theorien sozialer Praktiken“ (vgl. auch Reckwitz 2004: 322).

„Körperlichkeit“ im Zusammenhang mit Heizen hingewiesen (vgl. auch Wallenborn und Wilhite 2014).

2.1.4.3 Praktiken als untrennbar verknüpfte routinisierte Formen körperlicher Performances und sinnhafter Verstehensleistungen

In sozialen Praktiken treten Handeln und Wissen stets gekoppelt auf. Jede Praktik enthält immer beide Elemente. Routinisierte Körperbewegungen und sinnhafte Verstehensleistungen gehören untrennbar zusammen:

„Ohne entsprechende Wissens- und Verstehensformen wären die Handelnden nicht dazu in der Lage, die entsprechende Gleichförmigkeit von Körperbewegungen (dies schließt intellektuelle ‚ausgezeichnete‘ Bewegungen wie die des Sprechens oder Schreibens ein) hervorzubringen. Umgekehrt ist der Ort dieser kollektiven Wissens- und Verstehensformen nirgendwo sonst zu finden als in den ‚öffentlichen‘ Verhaltensweisen: Wissensordnungen ‚drücken‘ sich damit in Bewegungsmustern ‚aus‘.“ (Reckwitz 2004: 322)

Bei diesen in den praktischen Vollzügen zum Ausdruck kommenden Sinnmustern handelt es sich nicht primär um ein theoretisch-intellektuelles als vielmehr um ein praktisches Wissen und Verstehen. Damit ist gemeint, dass dieses praktisch-interpretative Wissen tief in der Handlungspraxis verwurzelt ist: Wir verfügen über dieses Wissen in der Praxis, das heißt wir wenden es wie selbstverständlich im Handeln an. Dies wird unter anderem erkennbar, wenn unsere Praktikenperformances in der Praxis auch wiederum von anderen Teilnehmer*innen erkannt und als kompetente Darbietungen entsprechender Tätigkeiten wahrgenommen werden. Dies geschieht jedoch alles mehr oder weniger ‚stumm‘, das heißt, ohne dass dieses Wissen von den Akteuren expliziert werden müsste, weshalb manchmal auch von einem ‚stillschweigenden Wissen‘ die Rede ist, das in den Praktikenvollzügen zum Ausdruck kommt: „Die Praxistheorie betont die körperlich-leibliche Mobilisierbarkeit von Wissen, die häufig gar nicht mit einer Explizierungsfähigkeit oder Explizierungsbedürftigkeit dieses Wissens einhergeht“ (Reckwitz 2003: 290).

Körperliche Performances und sinnhafte Verstehensleistungen sind dabei untrennbar verwoben: Erkennen und Verstehen ist nur möglich, wenn sich mentale Schemata körperlich ausdrücken. Und umgekehrt lassen sich (körperlich vollzogene) Routinen nur aufgrund der mentalen Sinnmuster,

die ihnen zu Grunde liegen, erkennen und verstehen (Reckwitz 2000a: 178).

Diese untrennbare Verknüpfung von Körperlichkeit und Sinnhaftigkeit ist ein weiteres wichtiges Merkmal sozialer Praktiken und ihrer Analyse. Auf den konkreten Fall des Wohnraumheizens bezogen, ließe sich beispielhaft die Routine anführen, dass Thermostat heraufzuregeln, wenn der Raum als kalt wahrgenommen wird. Es werden hierbei nicht jedes Mal neu Überlegungen zur damit verbundenen Technik und ihrer Funktionsweise angestellt und auch für andere Familienmitglieder ist der körperliche Akt des Betätigens des Thermostats ohne verbale Erläuterung normalerweise verstehbar.

2.1.4.4 Die besondere Betonung der Materialität sozialer Praktiken

Während die Soziologie ‚Materialität‘ im Allgemeinen bisher nur wenig Beachtung geschenkt hat – die materiellen Dimensionen gesellschaftlichen Lebens (Natur bzw. natürliche Gegebenheiten, Technik, Alltagsgegenstände) wurden von ihr traditionell entweder ausgeklammert oder lediglich als äußeres Beiwerk sozialer Akte begriffen –, werden aus praxistheoretischer Perspektive Dinge und Artefakte als wichtige und notwendige Bestandteile vieler bzw. der allermeisten Praktiken angesehen (vgl. Reckwitz 2003, 2004: 323). Wie (schon) körperliche und mentale Aktivitäten sind auch materielle Objekte und technische Artefakte so gut wie immer erforderlich, wenn es um die Betätigung menschlicher Akteure in Form von Praktiken geht: Eine Praktik zu vollziehen, impliziert sehr häufig den Gebrauch bestimmter Gegenstände auf eine ganz bestimmte Art und Weise (Reckwitz 2002b: 252f).

Die praxistheoretische Perspektive geht in ihrer Betrachtung von Gegenständen und Artefakten als integrale und konstitutive (Teil-)Elemente sozialer Praktiken noch einen Schritt weiter: So geht sie davon aus, dass in sozialen Praktiken Dinge und Artefakte häufig nicht nur auf kompetente Weise in Gebrauch genommen werden, sondern dass sie eine Voraussetzung für die Entstehung und Reproduktion bestimmter Praktiken sind (Reckwitz 2004: 323):

„not only human beings participate in practices, but also non-human artefacts form components of practices. The things handled in a social practice must be treated as necessary components for a practice to be “practiced”. In fact, one can say that both the human bodies/minds and artefacts provide “requirements” or components necessary to a

practice. Certain things act, so to speak, as “resources” which enable and constrain the specificity of a practice.” (Reckwitz 2002a: 212)

Materielle Artefakte tragen somit zur Bildung sozialer Ordnung bei (vgl. Schmidt 2012: 63f). Es lässt sich daraus ableiten, dass Subjekt-Objekt-Zusammenhänge für die praxistheoretische Analyse sozialer Ordnungsbildung mindestens ebenso wichtig sind wie rein intersubjektive Beziehungen:

„The stable relation between agents (body/mind) and things within certain practices reproduces the social, as does the ‘mutually’ stable relation between several agents in other practices. Moreover, one can assume that most social practices consist of routinized relations between several agents (body/minds) and objects. At any rate, the social is also to be located in practices in which a single agent deals only with objects (besides, also in practices in which a single agent deals only with himself, with neither other subjects nor objects) and in this sense also the objects – television sets, houses and brownies – are the place of the social insofar as they are necessary components of social practices.” (Reckwitz 2002b: 253)

In Abgrenzung zur ‚Akteur-Netzwerk-Theorie‘ (ANT), die den Subjektstatus auf Objekte ausweitet und damit den Dingen und Artefakten Handlungsfähigkeit zuspricht, hält die Theorie sozialer Praktiken an einer ‚asymmetrischen‘ Beziehung zwischen Artefakten und menschlichen Akteuren bewusst weiter fest (vgl. Reckwitz 2002a: 213f). Es besteht demnach aus „praxissoziologischer Perspektive zwischen den *acts* von Artefakten und dem *doing* von menschlichen Teilnehmern [weiterhin] ein entscheidender Unterschied: Artefakte und *non-humans* artikulieren ihre *acts* nicht“ (Schmidt 2012: 69, Hervorh. im Original). Gemeint ist, dass Artefakte nicht selbst mitteilen bzw. indizieren (können), wie ihre Aktivität zu verstehen ist und was sie mit ihr anstreben. Die praxissoziologische Sicht auf das (Mit-)Wirken der Dinge in sozialen Zusammenhängen ist hier folgende:

„[S]ie [gemeint sind die Dinge, wie Objekte und Artefakte, JM] tragen nicht aus sich selbst, sondern nur im Zusammenspiel mit den menschlichen Teilnehmerinnen dazu bei, das soziale Geschehen, an dem sie beteiligt sind, als *dieses oder jenes soziale Geschehen* zu identifizieren und damit sinnhaft zu verwirklichen. *Non-humans* sind keine Träger impliziten Wissens, sie leisten keinen eigenständigen Beitrag zur sinnhaften Integration und zur Intelligibilität von Praktiken – solche Beiträge

bleiben den teilnehmenden *humans* vorbehalten“ (ebd., Hervorh. im Original).

Anders als klassische Handlungstheorien wird in der Theorie sozialer Praktiken somit Materialität als Bestandteil von Praktiken gesehen, ohne eine Gleichsetzung von Dingen und menschlichen Akteuren vorzunehmen (vgl. Reckwitz 2004, 2002a: 213f). Dabei wird gesehen, dass Artefakte nicht beliebig einbezogen werden können, sondern dass die materiale Kultur der Artefakte die Ausgestaltung von Praktiken weitgehend bestimmen kann, ohne sie jedoch gänzlich vorzuschreiben (Reckwitz 2003: 291).

Darüber hinaus erhält ‚Materialität‘ auch noch in Form von materiellen (naturalen und infrastrukturellen bzw. technischen) Rahmungen Einzug in praxistheoretische Betrachtungen. So spricht Schatzki vom Sozialen beispielsweise als „nexus of practices and material arrangements“ (Schatzki 2010: 123). Unter solchen Arrangements versteht er ein ‚Set von miteinander verbundenen Einheiten‘ (ebd.). Menschliche Akteure, materielle Artefakte und Organismen bzw. physische Teile der Natur bilden einen Zusammenhang, können dabei in diesem Gefüge changieren und unterschiedliche Bedeutungen annehmen (vgl. Brand 2011: 183). Schatzki beschreibt vier unterschiedliche Wege, wie diese Einheiten miteinander verknüpft sein können (vgl. Schatzki 2010: 139ff): Es kann erstens ein kausaler Wirkzusammenhang bestehen. Es kann zweitens ein Zusammenhang bestehen, der zukünftige Entwicklungen präfiguriert. Es kann drittens ein Zusammenhang dahingehend bestehen, dass die Einheiten konstitutive Voraussetzung für bestimmte Praktiken sind. Und viertens können die Elemente einen für die menschlichen Akteure sinnhaften Zusammenhang bilden, der ein Verstehen ermöglicht. Solche ‚Arrangements‘ erhalten allerdings nur im praktischen Handeln Bedeutung.

Bleibt man eher bei den Begriffen ‚Rahmung‘ und ‚Rahmen‘, so sind damit meist der ‚natürliche‘ Kontext, das ‚Habitat‘ und/oder das materielle Setting gemeint, in dem sich bestimmte bzw. die zur Beobachtung ausgewählten sozialen Praktiken abspielen:

„Artefakte wie Gebäude, Wände, Türen, Fenster und Ähnliches stellen zunächst materielle Rahmen für Praktiken bereit, indem sie diese lokalisieren, umgrenzen und als operative Inseln, situierte Vollzüge oder als Interaktionen in exklusiver Ko-Präsenz von den Interferenzen des sozialen Prozesses isolieren.“ (Schmidt 2012: 64)

Auf die in dieser Arbeit interessierenden Heizpraktiken in Privathaushalten bezogen, sind demnach alle privaten Wohn- und Nutzräume wie Wohn-, Schlaf- und Arbeitszimmer, aber auch Küche, Bad und Flur, mit

ihrer jeweiligen Möblierung sowie ihren jeweiligen technischen (Wärmeverteilungs-)Infrastrukturen konstitutiv. Zudem sind im Falle von Heizpraktiken meist auch noch etwas abgeschiedene oder ausgelagerte spezielle Technikräume oder der (Heizungs-)Keller relevant, in dem sich meist der Großteil der technischen Infrastruktur zur Beheizung sowie kontrollierten Be- und Entlüftung der Wohnräume befindet.

Das materielle Moment als ein wichtiges Merkmal sozialer Praktiken ist somit anschaulich verdeutlicht.

2.1.4.5 Die Geschichtlichkeit und kulturelle Kontingenz sozialer Praktiken

In praxistheoretischer Perspektive wird davon ausgegangen, dass soziale Praktiken und ihre Wissensgrundlagen immer eine ‚Geschichte‘ haben – etwa wie sie entstanden, sich verbreitet und etabliert haben oder wie sie auch wieder verschwunden sind. Aus praxissoziologischer Sicht lässt sich für jedwede soziale Praktik ein solcher, ihr eigener Entwicklungsgang nachzeichnen.

Aber aus praxistheoretischer Perspektive gibt es immer auch einen starken Gegenwartsbezug, einen ‚Ereignischarakter‘ (Schmidt 2012: 52). Dabei ist entscheidend „dass es sich bei sozialen Praktiken um ein konkretes Geschehen handelt, das sich fortlaufend, immer wieder aufs Neue und immer wieder neu im Hier und Jetzt konkreter Gegenwarten vollzieht“ (ebd.: 51). Praxistheoretisch angeleitete Analysen nehmen ihren Ausgang in der Regel bei einer gegenwärtig sichtbaren Handlungspraxis. Gleichwohl geht die praxistheoretische Perspektive davon aus, dass soziale Praktiken nicht ‚einfach so‘ aus dem Nichts heraus entstehen, sondern dass sie und ihre Wissensbasis stets Vorläufer und spezifische Ursprünge haben, die erst bzw. nur *ex post* beschrieben werden können. Die praxistheoretische Herangehensweise unterstellt nicht nur, dass es immer möglich ist, die jeweils spezifische Verlaufsbahn (‚trajectory‘) einer sozialen Praktik sowie ihrer Wissensgrundlagen zu rekonstruieren, sondern der Nachvollzug der Historie erscheint ihr für ein umfassendes Verständnis und die sinnvolle Einordnung einer in der konkreten Gegenwart beobachteten Handlungspraxis geradezu unerlässlich.

Darüber hinaus werden soziale Praktiken als kulturell kontingent angesehen. Damit ist gemeint, dass soziale Praktiken, in der Form, wie sie gegenwärtig auftauchen und bestehen, immer (auf das engste) mit dem kulturellen Kontext, in dem sie auftauchen und entstanden sind, verbunden

sind. Demzufolge können sie und das in ihnen zum Tragen kommende (implizite) Wissen nicht losgelöst von diesem kulturellen Kontext betrachtet, oder besser gesagt angemessen eingeordnet und verstanden werden (vgl. Reckwitz 2004: 323).

Für das Thema des Wohnraumheizens wird die hier vorliegende Arbeit unter anderem aufzeigen, dass umgenutzte Heizkörper in Passivhäusern nur aufgrund ihrer geschichtlichen (und kulturellen) Verankerung in vorausgegangenen Heizerlebnissen und Heizpraktiken sinnvoll ‚entschlüsselt‘ werden können (vgl. Teilkapitel 4.1.1.5). Das Merkmal der Geschichtlichkeit sozialer Praktiken hat insgesamt dazu geführt, dass in dieser Arbeit ein systematischer Einbezug der Entwicklungsgeschichte häuslichen Heizens erfolgt (vgl. Teilkapitel 2.2.4).

2.1.4.6 Die Stabilität und Wandel(barkeit) bzw. Offenheit sozialer Praktiken

Ein weiteres Merkmal sozialer Praktiken ist, dass sie gleichzeitig relativ stabil und offen für Wandel sind. Gerade die Stabilität von Praktiken ermöglicht durch ihren repetitiven Routinevollzug Möglichkeiten für Wandel:

„Die Praxistheorien eröffnen eine andere Perspektive auf den ‚Struktur‘- und den ‚Prozess‘-Charakter des Handelns: Die Strukturiertheit des Handelns ist nun in der *Routinisiertheit* von Praktiken, die Prozessualität in der ‚interpretative work‘ der Situation suchen [sic!], in denen *interpretative Mehrdeutigkeit* und damit das Durchbrechen von Routinen potentiell ständig möglich sind.“ (Reckwitz 2004: 323, Hervorh. im Original)

Durch ihre Repetitivität hat die alltägliche Handlungspraxis starken Routinecharakter und erscheint vollkommen selbstverständlich, in Wirklichkeit aber sind soziale Praktiken – da von einem spezifischen Know-how abhängig – höchst voraussetzungsreich. Denn der Vollzug sozialer Praktiken verlangt von den Praxisträger*innen gleichzeitig eine fortwährende Interpretationsleistung in der Aufeinanderfolge der Handlungen und Situationen (ebd.). Ein Durchbrechen der Routinen und damit die Destabilisierung der Struktur erscheint nun nicht mehr überraschend, sondern „[d]ie Entstehung neuer Handlungsformen und Sinnelemente, die ‚Kreativität des Handelns‘ (Joas) erscheint dann vielmehr als Ergebnis der praktischen Problemlösung angesichts von interpretativer Mehrdeutigkeit und Unsicherheit in der Handlungssituation“ (ebd.). Die Iteration von Handlungsvoll-

zügen provoziert sozusagen immer auch Wandlungsoptionen. Das heißt, jede Praktikenperformance bzw. jedwede konkrete Handlungssituation trägt auch ein gewisses Potenzial in sich, kleinere oder größere Veränderungen hervorzubringen, die sich auf längere Sicht durchaus als stabil erweisen können. Daraus lässt sich ableiten, dass Anpassung und Wandel im Theorieansatz sozialer Praktiken grundlegend mitkonzipiert sind.

Das besondere Spannungsverhältnis zwischen fortwährender Reproduktion und gleichzeitig ständig möglicher Transformation sozialer Praktiken ist entscheidend im Hinblick auf die Beantwortung der in dieser Arbeit zentral behandelten Fragestellung. Es wird deshalb noch einmal in Teilkapitel 2.3.2 aufgegriffen, in dem es um (die) unterschiedlichen Formen von Praktikenwandel und deren absichtsvolle Initiierung geht, und dort ausführlich diskutiert.

Abschließend zu den dargelegten verschiedenen Merkmalen sozialer Praktiken lässt sich zum theoretischen Analysekonzept sozialer Praktiken mit Reckwitz zusammenfassend festhalten:

„A practice is thus a routinized way in which bodies are moved, objects are handled, subjects are treated, things are described and the world is understood. To say that practices are ‘social practices’ is indeed a tautology: A practice is social, as it is a ‘type’ of behaving and understanding that appears at different locales and at different points of time and is carried out by different body/minds.” (Reckwitz 2002b: 250)

Diese höchst abstrakten, zum Teil philosophischen Betrachtungen und Überlegungen zu Praktiken können allerdings nicht einfach in die Praxis übertragen oder problemlos in empirischer Analyse umgesetzt werden.

Praxistheoretische Ansätze sind generell sehr abstrakt. Häufig wird mit stark idealisierten Annahmen und anspruchsvollen Konzepten gearbeitet. Derweil werden die genauen und tatsächlichen sozialen Prozesse, die für die Schaffung, Gestaltung und Reproduktion sowie Abwandlung von Praktiken eine Rolle spielen, in praxistheoretischen Betrachtungen oft nur vage mitbedacht. Dem Soziologen Alan Warde erscheint dies jedoch verständlich, waren die Hauptanliegen vieler Praxistheoretiker*innen (der ersten ‚Generation‘) meist anderer Art. Demnach waren ihre Überlegungen von Anfang an eher metatheoretisch, denn empirisch ausgerichtet (vgl. Warde 2005: 135f). Warde sieht in der praxistheoretischen Perspektive neueren Ursprungs mit dem ausgearbeiteten Konzept ‚sozialer Praktiken‘ aber viel Potenzial, alltägliche Konsumaktivitäten sowie deren Implikationen, etwa für die Umwelt und das Klima, einmal alternativ in den Blick zu

nehmen, als andere soziologische Ansätze dies bisher getan haben. Dies soll im Folgenden kurz dargestellt werden.

2.1.5 Das Konzept sozialer Praktiken in der soziologischen Konsumforschung

Die praxistheoretische Perspektive wurde in den vergangenen Jahren für die soziologische Konsumforschung neu entdeckt (siehe z.B. Gronow und Warde 2001b; Shove und Warde 2002; Warde 2005; Randles und Warde 2006; Shove und Pantzar 2005, 2007; Shove et al. 2009; Warde und Southerton 2012b; Shove und Spurling 2013). Die aktuelle Konsumforschung grenzt sich dabei gezielt von älteren praxistheoretischen Ansätzen ab. So begründet Warde in seinem wegweisenden Aufsatz des Jahres 2005 „Consumption and Theories of Practice“ (Warde 2005) die Abgrenzung von der ersten Welle praxistheoretischer Arbeiten – prominent vertreten durch Pierre Bourdieu (1977, 1984, 1990) und Anthony Giddens (1979, 1984, 1991) – mit deren geringeren Analysekraft für Alltagskonsumaktivitäten (vgl. Warde 2005: 136). Als äußerst nützlich für diesen Untersuchungsgegenstand erscheint Warde dagegen das von Schatzki vorgeschlagene Praktikenkonzept von Praktiken als koordinierte Einheiten, in dem sich Schatzki auf die Verbindungen zwischen den zu einer Praktik gehörenden ‚doings and sayings‘ konzentriert (Schatzki 1996: 89f, 2002). Warde greift diese Idee der Verlinkung von Schatzki für seine eigene Arbeit auf und befasst sich mit den Möglichkeiten, wie die verschiedenen, zu einer Praktik gehörenden Aktivitäten im Einzelnen zusammenhängen können und wie sie miteinander koordiniert sind (vgl. Warde 2005, 2013, 2016).

Für diese Arbeit ist die Erkenntnis Wardes zentral, dass ‚Konsum‘ selbst keine eigenständige Praktik ist, sondern vielmehr „a moment in almost every practice“ (Warde 2005: 137) darstellt. Daraus lässt sich für eine praxissoziologische Analyse von Konsum als zentrale Annahme ableiten, dass die Menschen in ihrem Alltag in zahlreichen Praktiken engagiert sind: sie schlafen, kochen, essen, gehen einkaufen, arbeiten, hören Musik und treiben Sport. Praktiken sind für die Menschen bedeutungsvoll und sinnstiftend. ‚Konsum‘ verstanden als Ressourcenverbrauch, der aus ökologischer und umweltsoziologischer Perspektive vorrangig interessant erscheint, kommt im Rahmen einer praxistheoretischen Betrachtung als Teilaspekt oder Nebenprodukt von praktischer Betätigung ins Spiel. Konsum ist den Praktiken bzw. dem praktischen Vollzug demnach untergeordnet und spielt in der Analyse somit eine nachrangige Rolle (Røpke 2009: 2490).

Neben Warde ist es vor allem Elizabeth Shove, die den Ansatz sozialer Praktiken in der soziologischen Konsumforschung etabliert hat. Shove et al. haben den Praktiken-Ansatz nicht nur in zahlreichen empirischen Studien (zu nachhaltigem Konsum und weiteren Themen) angewendet, sondern in ihren praxistheoretisch orientierten Analysen haben sie den Praktikenbegriff auch konzeptionell weiterentwickelt, indem sie das Konzept sozialer Praktiken zur empirischen Anwendung konkretisiert haben. Sie verfolgen dabei das Ziel, den Ansatz sozialer Praktiken zu einem umfangreichen soziologisch fundierten Forschungsprogramm vor allem für nachhaltigen Konsum weiterzuentwickeln, was sich in einer großen Anzahl von Publikationen widerspiegelt (siehe hierfür u. a. Shove 2004a; Hand et al. 2005; Chappells und Shove 2005; Shove und Pantzar 2005, 2006, 2007; Hand und Shove 2007; Shove und Walker 2007, 2014; Shove et al. 2007; Shove et al. 2008; Shove et al. 2012; Shove und Spurling 2013).

Im Unterschied zu Warde legt Shove ein etwas anderes Praktikenkonzept zugrunde. Und zwar knüpft ihre Systematisierung stärker an die Definition sozialer Praktiken von Reckwitz an. Praxistheoretiker*innen, die den Ansatz sozialer Praktiken zur Analyse alltäglicher Konsumaktivitäten anwenden, gehen demzufolge von unterschiedlichen Praktikenbestimmungen aus.

Während einige Praktikentheoretiker*innen auf die Verbindungen (vorrangig innerhalb) von Praktiken fokussieren und demzufolge primär analysieren, was Praktiken (im Inneren) zusammenhält (vgl. Schatzki 1996, 2002; Warde 2005), gibt es eine zweite Gruppe, die sich schwerpunktmäßig mit der ‚Brückenfunktion‘ bzw. der vermittelnden Rolle von (Alltags-)Praktiken zwischen individuellen Lebensstilen und sozio-technischen Versorgungssystemen befasst (z.B. Spaargaren und Vliet 2000; McMeekin und Southerton 2012; sowie mehrere Beiträge in Southerton et al. 2004 und Vliet et al. 2005). Derweil gibt es noch einen dritten Vorschlag, das Konzept sozialer Praktiken für die Analyse alltäglicher Konsumaktivitäten zu aktivieren. Es handelt sich hierbei um die Idee, dass Praktiken aus verschiedenen Elementen bestehen (vgl. z.B. Reckwitz 2002b; Shove und Pantzar 2005; Gram-Hanssen 2010). Im Folgenden wird auf die letztgenannte Forschungslinie vertieft eingegangen, da an diese für die vorliegende Arbeit wesentlich angeknüpft wird.

In seinem richtungweisenden Aufsatz „Toward a Theory of Social Practices“ (Reckwitz 2002b) hat Reckwitz den Versuch unternommen, wesentliche Einflussgrößen bzw. Ingredienzien von Praktiken zu benennen, die er als ‚Elemente‘ von Praktiken bezeichnet. Er schreibt hier:

“A ‘practice’ [...] consists of several elements, interconnected to one other: forms of bodily activities, forms of mental activities, ‘things’ and their use, a background knowledge in the form of understanding, know-how, states of emotion and motivational knowledge. A practice – a way of cooking, of consuming, of working, of investigating, of taking care of oneself or of others, etc. – forms so to speak a ‘block’ whose existence necessarily depends on the existence and specific interconnectedness of these elements, and which cannot be reduced to any one of these single elements.” (Reckwitz 2002b: 249f, Hervorh. im Original)

Eine Praktik erscheint hier als ein Gefüge von logisch und konsistent miteinander verknüpften, heterogenen Elementen. Auch wenn Reckwitz dies nicht explizit erklärt, so ist davon auszugehen, dass er mit dieser Aufzählung von Bestimmungsgrößen weder eine vollständige Liste aller Praktikenbestandteile liefert, noch gibt er eine Empfehlung, welche spezifischen Merkmalskategorien weitergehend zu untersuchen wären. Reckwitz diskutiert in seinem Aufsatz lediglich einige dieser zu Praktiken integrierten Elemente etwas eingehender, um aufzuzeigen, mit welcher Art von grundlegenden Fragen Praktikentheoretiker*innen beschäftigt sein sollten (vgl. ebd.: 250ff). Ein zentraler Aspekt auf der von ihm dargelegten praxistheoretischen Forschungsagenda ist die stärkere Beachtung und Miteinbeziehung von ‚Materialität‘ bzw. ‚Dingen‘ (ebd.: 252) als ein konstitutives Element von Praktiken. So weist er ausdrücklich darauf hin:

„objects are necessary components of many practices [...]. Carrying out a practice very often means using things in a certain way. It might sound trivial to stress that in order to play football we need a ball and goals as indispensable ‘resources’.” (ebd.: 253)

In diesem Zusammenhang betont Reckwitz noch einmal explizit, dass aus (neuerer) praxistheoretischer Perspektive Subjekt-Objekt-Verhältnissen die gleiche Bedeutung beizumessen ist wie Subjekt-Subjekt-Beziehungen (vgl. ebd.), was nicht nur im Widerspruch zur allgemeinen soziologischen Literatur steht, sondern vor allem auch zu dem, was prominente Praxistheoretiker*innen der ersten Welle vorher behauptet hatten (vgl. etwa Bourdieu 1982; Giddens 1984).

Diese Erkenntnis, dass Gegenstände und technische Artefakte, Materialien jeglicher Art, im Rahmen von Praktiken eine wichtige Rolle spielen, findet Shove entscheidend. Ihre Argumentation baut wesentlich auf dem grundlegenden Argument auf, dass Dinge zur Ausführung von Alltagsstä-

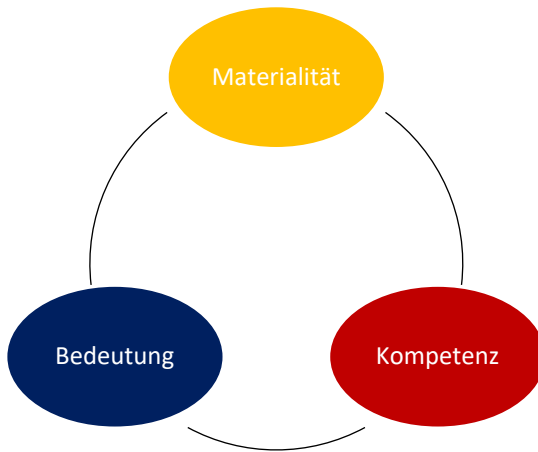
tigkeiten fast immer erforderlich sind und praktische Aktivität, und somit auch Konsum, stets materiell vermittelt stattfindet.

Shove und Pantzar machen diesen Punkt ebenfalls als Forschungslücke in der bisherigen Literatur zu sozialen Praktiken aus: „there is a material dimension to practice that deserves and that is now beginning to receive attention in its own right“ (Shove und Pantzar 2005: 44). Die Erkenntnis, dass insbesondere die Relation zwischen Materialien und Praktiken bisher kaum theoretisch behandelt wurde, nehmen sie daher zum Anlass und setzen sich das programmatische Ziel, den sozialtheoretischen Praktiken-Ansatz als empirisches Forschungsprogramm zu ‚materialisieren‘ (ebd.: 45). Dafür knüpfen sie, wie dargelegt, an das von Reckwitz vorgeschlagene Praktikenmodell an, vereinfachen bzw. verschlanken dieses jedoch bewusst für empirische Zwecke.

Die konkrete Analyse und Diskussion von ‚Nordic walking‘ als einer Praktik hat Shove und Pantzar (2005) darauf gebracht, einen bewusst gestrafften Ansatz zur Analyse von (Alltags-)Praktiken vorzuschlagen, der auf (nur noch) drei Kategorien von Elementen basiert, aus denen eine bzw. jedwede Praktik konstituiert ist (vgl. Shove et al. 2012: 24). Dies sind (vgl. Shove und Pantzar 2005: 46ff; sowie in konkret ausformulierter Form in Shove et al. 2012: 14, 23f):

- *Materialien*, einschließlich alles Physische und Dinglich-Greifbare, also Objekte und Artefakte, neue Technologien, Infrastrukturen, aber eben auch Körper (= leibliche Akteure),
- *Kompetenzen*, im Sinne von verkörperten Fähig- und Fertigkeiten sowie einem praktischen Know-how, und
- *symbolische Bedeutungen und (Sinn-)Bilder*, wozu sozial geteilte Deutungen und Verstehensweisen, kulturelle Konventionen, soziale Erwartungen, Wünsche, Zielsetzungen, usw. gehören.

Seither werden meist genau diese drei Begrifflichkeiten verwendet, manchmal werden auch noch andere, aber ähnliche Bezeichnungen gebraucht; dann ist etwa von Ausrüstungsgegenständen/Equipment, erlernten Techniken/Verfahrensweisen und Ideen/Sinndeutungen die Rede (vgl. z.B. McMeekin und Southerton 2007: 7–13; Röpke 2009: 2492). Demnach handelt es sich bei einer Praktik als Einheit um eine Reihe von körperlich-mentalenen Aktivitäten, die von Materialität, Kompetenz und Sinn getragen bzw. zusammengehalten werden; oder anders ausgedrückt: Eine Praktik stellt in diesem Verständnis eine jeweils spezifische Konfiguration unterschiedlicher Elemente dar, die den drei Sammelkategorien ‚Materialien‘, ‚Bedeutung(en)‘ und ‚Kompetenz(en)‘ entstammen.



Vereinfachtes Praktiken-Modell (nach Shove et al. 2012):

Wichtig zu beachten ist, dass für die Bildung einer Praktik immer Elemente aus allen drei Kategorien erforderlich sind. In jeder Performance einer Praktik werden diese verschiedenen Elemente zusammengebracht. Es ist nicht möglich, eine Praktik zu performen, wenn nicht alle erforderlichen Elemente vorhanden sind. Alltagsaktivitäten sind nicht auf eine oder zwei dieser Komponenten reduzierbar. Die Verbindungen zwischen den verschiedenen Elementen werden von den Praktiker*innen hergestellt; sie integrieren die heterogenen Elemente zu einem sinnhaften Ganzen in ihren Praktikenperformances. Bei diesem Formungsprozess von Praktiken als erkennbar vorhandene Einheiten handelt es sich also um eine Art ‚Verschweißen‘ von Aktivitäten zu sinnhaften Tätigkeitsvollzügen.

Jede der drei Praktikenkomponenten kann als eine breit angelegte Kategorie verstanden werden, die jeweils viele verschiedene Aspekte und Elemente abdeckt bzw. beinhaltet. Auch verfügen die Komponenten nicht über klare Grenzen, sie sind nicht immer eindeutig von- und gegeneinander abgrenzbar und teilweise sind sie auch verkörpert durch die Praktizierenden. Im Folgenden werden die drei Praktikenkomponenten kurz beschrieben und dabei wird auch auf Überschneidungen eingegangen (vgl. hierzu auch Teilkapitel 2.3.2.1 zu den Ausgangspunkten für Praktikenwandel).

Die Materialien-Komponente bezieht sowohl Gegenstände, technische Geräte als auch Körper(lichkeit) mit ein, die an der Performance einer Praktik beteiligt sind. Es kann sich sowohl um allgemeine als auch um spe-

zifische Gegenstände handeln. Im Rahmen der Materialkomponente ähnelt der Körper einem ‚Werkzeug‘, das für den Vollzug der Praktik benötigt wird. Der Körper steht aber genauso mit den anderen Komponenten in Zusammenhang, spielt auch für diese eine wichtige Rolle, etwa als verinnerlichtes Wissen oder praktisches Können, als körperliche Erfahrung sowie verkörperte Gefühle. Die Ausführung von Praktiken trägt zur Formung des Körpers mit bei: „Practice theorists [...] typically believe, further, that bodies and activities are ‘constituted’ within practices” (Schatzki 2001: 2).

Die Kompetenzen-Komponente umfasst die Kenntnisse und Fertigkeiten sowie das erforderliche Wissen, um die Praktik angemessen auszuführen. Die Fertigkeiten und Kenntnisse resultieren häufig aus gemachten Erfahrungen, sie sind durch (gezielte) Ausbildung sowie ständiges Üben (Handlungspraxis) erlernt. Mit der Zeit werden sie von den Praktizierenden mehr und mehr verinnerlicht, so dass sie als inkorporiertes, praktisches Wissen schließlich untrennbar mit ihnen als körperlich-mentale Akteure verknüpft sind. Ein Teil des Wissens und Könnens ist festgehalten und kodifiziert in offiziellen, formalen Vorschriften, Richtlinien und Grundsätzen, in Regeln und Anweisungen, wohingegen andere Wissensbestandteile implizit bleiben und lediglich in der Form eines unbewussten stillschweigenden Know-hows vorhanden sind. Bei manchen Kompetenzen handelt es sich um eher allgemeine Kenntnisse, in dem Sinne, dass sie im Rahmen vieler verschiedener Praktiken Anwendung finden, wie beispielsweise die Fähigkeit zu lesen und die zu schreiben. Andere Kompetenzen sind wiederum stärker spezialisiert, wie etwa das Beherrschen einer Fremdsprache oder das Spielen eines Instruments. Obwohl die Kenntnisse und Fertigkeiten von den Praktizierenden zum Teil stark verinnerlicht und somit stark mit ihnen als Individuen bzw. ihren persönlichen (Erfahrungs-)Werdegängen verknüpft sind, impliziert die praxistheoretische Perspektive, dass diese nicht als persönliche Eigenschaften der Praktizierenden, sondern als genuine Bestandteile der Praktik bzw. von Praktiken gesehen werden, die wiederum nur durch die Performances fortbestehen. Das heißt, nur, wenn ich regelmäßig heize und die zu Heizen gehörenden elementaren Aktivitäten wiederkehrend ausführe, behalte ich auch das Wissen, wie Gebäude bzw. Räume adäquat zu erwärmen sind und bleibt dieses Know-how mit mir als Person und meinem persönlichen Werdegang verknüpft. Somit sind (auch) die Kompetenzen sozial, in dem Sinne, dass sie (von vielen) geteilt werden bzw. viele Menschen über sie verfügen.

Bei der Bedeutungen-Komponente geht es darum, die Aktivitäten zu verstehen und Sinn in ihnen zu erkennen. Dies beinhaltet beispielsweise

Vorstellungen davon zu haben, wozu bzw. wofür die zu einer spezifischen Praktik gehörigen Aktivitäten taugen, was man mit ihnen beabsichtigt oder warum sie als problematisch gelten (können). Darüber hinaus beinhaltet die Bedeutungen-Komponente die mit den jeweiligen Tätigkeiten verbundenen Gefühle und Empfindungen, die Ansichten und Überzeugungen sowie ein einvernehmliches Verstehen. Auch die Bedeutungen und Sinngehalte können insofern generischer Art sein, als sie Teil vieler verschiedener Praktiken sind. So spielt die Idee der ‚Gesundheit‘ in vielen verschiedenen Praktiken eine zentrale Rolle: Sportlich aktiv zu sein, beispielsweise Schwimmen oder Joggen gehen, wird als ‚gesund‘ erachtet; genauso werden ein hoher Obst- und Gemüsekonsum sowie ausreichender Schlaf und Entspannungspausen als ‚gesund‘ beurteilt. Der bzw. die Praktizierende wird zum bzw. zur Träger*in bestimmter prktikenbezogener Überzeugungen, Empfindungen, sowie spezifischer Intentionen und Zwecke bei der Durchführung einer bestimmten Praktik. Auch hier gilt wieder, dass die einzelnen Bedeutungsaspekte als ‚zur Praktik gehörig‘ begriffen werden, statt als aus eigenständig handelnden Individuen hervorgehend betrachtet. Dies verdeutlicht, inwiefern Sinngehalte und Bedeutungszuschreibungen als soziale Phänomene zu verstehen sind (vgl. Reckwitz 2002b: 252).

Während die in Kapitel 2.1.4 dargelegten sechs charakteristischen Merkmale sozialer Praktiken eher eine theoriegeleitete Annäherung an Praktiken darstellen, ist das hier vorgestellte Drei-Elemente-Modell ein reduktives Schema für die empirische Analyse sozialer Praktiken.

Die hier vorliegende Untersuchung von Heizpraktiken in Privathaushalten orientiert sich an diesem von Shove und Pantzar (2005) erstmals vorgeschlagenen und in weiterer intensiver Forschungszusammenarbeit mit noch anderen Kolleg*innen weiter ausgearbeiteten Konzept der drei elementaren Komponenten. Dafür gibt es im Wesentlichen drei Gründe: Erstens ist aus einer forschungspragmatischen Sicht dieses vereinfachte Analyseschema sehr gut anwendbar und trotzdem durchdacht. Es gilt die von Shove et al. selbst formulierte Einschränkung bezüglich solch eines forschungspragmatischen Vorgehens (vgl. Shove et al. 2012: 15): Sie räumen ein, dass es durchaus möglich ist, dass es sich bei ihrem Praktikenschema um ein stark vereinfachendes bzw. abstrahierendes Modell zur Beschreibung von Sozialleben handelt. Gleichzeitig argumentieren sie aber, dass mit diesem simplifizierten Konzept (die das Sozialleben wesentlich bestimmenden Prozesse von) Stabilität und Wandel praxistheoretisch sehr gut zu konzeptualisieren sind, und zwar deswegen, weil sich mittels ihres vereinfachenden Elemente-Ansatzes das permanent rekursive Verhältnis zwi-

schen ‚practice-as-performance‘ und ‚practice-as-entity‘ hervorragend erfassen lässt (ebd.). Auf diesen Punkt kommt es bei einer praxistheoretischen Untersuchung von (Praktiken-)Veränderungsprozessen meines Erachtens wesentlich an, weshalb in Kapitel 2.3.2, in dem es um die theoretische Konzeption von Praktikenwandlungsprozessen geht, noch einmal genauer auf die Unterscheidung zwischen der ‚practice-as-entity‘ und der ‚practice-as-performance‘ eingegangen sowie deren wechselseitige Beeinflussung aufgezeigt wird.

Der zweite Grund für die Arbeit mit dem vereinfachten Praktikenschema von Shove et al. ist, dass dieses Drei-Komponenten-Modell mittlerweile schon erprobt ist. Insbesondere im Nachhaltigkeitsbereich wurde das Elemente-Modell bereits vielfach von Shove et al. erfolgreich angewendet (vgl. etwa Shove und Pantzar 2006, 2007; Pantzar und Shove 2006, 2010; Shove 2010a, 2010b, 2014; Shove et al. 2012). Für Forschungen zu nachhaltigem Konsum haben die praxistheoretisch orientierten Arbeiten Shoves (et al.) mittlerweile zentrale Bedeutung erlangt, und an die in diesen zahlreichen Untersuchungen erzielten Ergebnisse lässt sich mit dieser Arbeit hervorragend anknüpfen. Bei dem von Shove auf der Ebene von Alltag und Konsum verfolgten Ansatz (z.B. Shove 2003; Shove et al. 2007) steht die (generelle) Frage im Mittelpunkt,

„wie sich ‚Normalitätsstandards‘ bestimmter Konsumpraktiken in der Verknüpfung von neuen Geräten, Techniken und Materialien, von ökonomischen Interessen und politischen Regulierungsinstanzen, von infrastrukturellen Systemen, sozialen Alltagsarrangements und kulturellen Erwartungsstandards ko-evolutionär herausbilden.“ (Brand 2011: 184f)

So ist davon auszugehen – und erste Untersuchungen haben dies bestätigt –, dass „[d]ie sozio-technischen Kopplungen je nach Gegenstandsbereich (Einführung von Klimaanlage, Waschmaschinen und Convenience-Produkten; Verbreitung von Automobilität etc.) andere Muster und Dynamiken auf[weisen]“ (ebd.: 185). Dementsprechend lässt sich daraus die von Brand treffend formulierte methodische Forderung ableiten,

„die für die jeweiligen Handlungsfelder typischen sozio-materiellen Verknüpfungen und Konsumdynamiken zu rekonstruieren, um effektive Ansatzpunkte für eine Veränderung von Konsumpraktiken identifizieren zu können.“ (ebd.)

Diese Analyse ist für das Handlungsfeld ‚alltägliches Heizen‘ in Privathaushalten in detaillierter Form bislang noch nicht erfolgt – insbesondere der

Wandel von Heizpraktiken beim Übergang von konventionellen zu modernen Wohnkontexten wurde bisher wenig aus praxistheoretischer Perspektive untersucht (siehe aber bezüglich des Heizens allgemein Gram-Hanssen 2010, 2011; bezüglich neuer Wohnkontexte siehe Foulds et al. 2012; Foulds 2013; Hargreaves et al. 2015; Hargreaves et al. 2016 sowie in Ansätzen Nyborg und Røpke 2011; Sonnberger und Zwick 2016). Diese Forschungslücke soll mit der vorliegenden Arbeit geschlossen werden.

In dieser Forschungsarbeit geht es folglich darum, die für das private Wohnraumheizen typischen sozio-technischen Kopplungen von Heizungs- und/oder kompakten Lüftungsanlagen, Heizkörpern, Wohnraummanagern bzw. Touchpads, von (fossilen und/oder regenerativen) Wärmeenergieträgern, von Energieversorgungsinfrastrukturen, von Raumnutzungs- und Lüftungsgewohnheiten, von Anwesenheits- und Abwesenheitszeiten, von Thermostateinstellungen, von sozialen Behaglichkeitsvorstellungen und individuellen Wohlfühltemperaturen, usw. aufzuzeigen sowie die daraus resultierenden Energieverbrauchsdynamiken nachzuvollziehen, um auf dieser Basis mögliche effektive Ansatzpunkte für eine Veränderung des alltäglichen Heizgeschehens in Richtung ‚Nachhaltigkeit‘ identifizieren zu können.

Und drittens wird mit dem Elemente-Ansatz als leitendes Analyseschema noch einmal unmissverständlich zum Ausdruck gebracht, wo eine praxistheoretisch angeleitete Analyse sämtlichen Sozialgeschehens grundsätzlich ihren Ausgang nimmt:

„This ‘elemental’ approach is unusual in provisionally de-centring the human actor (as integrator) but it is, at the same time, consistent with the argument that in the moment of doing, practitioners (those who do) simultaneously reproduce the practices in which they are engaged and the elements of which these practices are made. [...]. By paying attention to the trajectories of elements, and to the making and breaking of links between them, it is, we suggest, possible to describe and analyse change and stability without prioritizing either agency or structure.” (Shove et al. 2012: 22)

Damit hebt sich die praxistheoretische Perspektive mit ihren grundsätzlichen Konzeptionen, beispielsweise vom menschlichen Akteur, von Handlung und Struktur, von sozialer Sinngebung, sozialer Ordnung(sbildung) und Wandel, sowohl von handlungs- als auch von strukturtheoretischen Ansätzen deutlich ab, die für gewöhnlich zur Erforschung von Alltagskonsumaktivitäten angewendet werden.

Was dieses reduktive Praktikenschema in der konkreten Anwendung auf die Alltagstätigkeit des Heizens bedeutet, wird in den nun folgenden zwei Teilkapiteln (2.1.6 und 2.1.7) erläutert.

2.1.6 Konsum als (Neben-)Folge von Praktikenvollzügen

In diesem Abschnitt werden noch einmal kurz die grundlegenden Implikationen einer praxistheoretischen Perspektive für das Verständnis sowie die Analyse von Konsum erörtert. Im Weiteren geht es dann etwas spezifischer um den Energiekonsum im Rahmen von Alltagsaktivitäten in Privathaushalten. Energie(verbrauch) stellt hier den ‚Link‘ zur Umwelt und zum Klima dar, da der Verbrauch fossiler Energieressourcen mit erheblichen negativen Konsequenzen für die natürliche Umwelt und das Klima verbunden ist.

Aus praxistheoretischer Sicht ist Konsum *ein* Teilaspekt bzw. Bestandteil von Praktiken und erfolgt demnach im Rahmen von Praktiken. Das heißt, im Vollzug der meisten Praktiken ist in irgendeiner Form ‚Konsum‘ erforderlich und vermutlich haben fast alle Praktiken den Ge- und/oder Verbrauch von Gütern und Diensten zur Folge, ganz gleich, ob diese Praktiken nun als zur Produktion oder Konsumtion gehörig eingestuft werden. Gewöhnlich wird der Umwandlungs- bzw. der Verarbeitungs- und Veredlungsprozess von Ressourcen und Zwischenprodukten für nutzenbringende Zwecke als ‚Produktion‘ bezeichnet, während der endgültige Verbrauch und der Abbau nützlicher Produkte als ‚Konsumtion‘ verstanden werden. Zum Teil deckt sich diese Unterscheidung mit der Trennung zwischen den Gesellschaftsbereichen ‚Wirtschaft‘ bzw. dem Unternehmenssektor und ‚privaten Haushalten‘. In diesem Verständnis wird ‚Konsum‘ häufig einseitig dem Sektor der privaten Haushalte zugeordnet und dann mit ‚Nachfrage‘ oder ‚Bedarf‘ an Gütern gleichgesetzt. „[B]ut productive activities also take place in households, and activities usually considered to be consumption also occur at the workplace“ (Röpke 2009: 2495). Produktion und Konsumtion lassen sich aus praxistheoretischer Perspektive nicht eindeutig gegeneinander abgrenzen. In der praxistheoretischen Forschungslogik wird vielmehr davon ausgegangen, dass beinahe alle Tätigkeiten sowohl produktive als auch konsumtive Momente enthalten und dementsprechend Konsum(aktivität) in allen Gesellschaftsbereichen zu finden und zu verorten ist: „Consumption cannot be reduced to demand, requiring instead its examination as an integral part of most spheres of daily life“ (Warde 2005: 137).

Praxistheoretisch wird ‚Konsum‘ als ein sozialer Prozess aufgefasst, „whereby agents engage in appropriation and appreciation, whether for utilitarian, expressive or contemplative purposes, of goods, services, performances, information or ambiance, whether purchased or not, over which the agent has some degree of discretion” (ebd.). Allerdings wird in dieser Auffassung Konsum nicht als (eine) distinkte, vollkommen unabhängige und eigenständige Aktivität begriffen, sondern als stets in Praktiken eingelagert konzipiert (vgl. ebd.). So kommt beim Vollzug der Praktik des ‚Autofahrens‘ in jedem Falle ein Auto zum Einsatz. In diesem Prozess werden sowohl das Fahrzeug als auch Straßen (ab-)genutzt, genauso wird Benzin verbraucht. Die Praktizierenden engagieren sich in der Praktik, um sich fortzubewegen oder um etwas zu transportieren. Dass im Zuge dessen auch Sachgüter genutzt und Ressourcen verbraucht werden, ist für sie meist zweitrangig. Dennoch sind diese Gegenstände und Betriebsmittel zwingend erforderlich, um die Praktik (z.B. des Autofahrens) zu vollführen. Hier wird auch verständlich, warum sich Konsum nur unzureichend auf Basis rationaler Entscheidungsmodelle erklären lässt: So hängt etwa die für die Fahrtstrecke benötigte Spritmenge entscheidend davon ab, welches Auto dem Praktizierenden zur Verfügung steht. Wieviel Benzin dann letztendlich für die Fahrt verbraucht wird, hängt zudem vom Fahrstil des bzw. der Fahrzeugführenden, den Verkehrsverhältnissen und der Großwetterlage sowie von der Beschaffenheit der Strecke ab. Fakt ist allerdings, dass das Auto ohne Benzin gar nicht fährt und im Prozess des Autofahrens immer auch Benzin verbrannt wird.

Eine praxeologische Betrachtung fokussiert demzufolge nicht direkt auf den Gebrauch von Gegenständen oder den Verbrauch von Ressourcen, sondern ist stattdessen auf die Praktiken konzentriert, mit denen (der) Konsum (von Sachmitteln und Ressourcen) einhergeht. Konsum erscheint in dieser Forschungslogik vielmehr als Konsequenz von Praktiken und wird somit als Praktiken nachgeordnetes Phänomen in den Blick genommen:

„We see practices as preceding individuals, consumption and lifestyle, on the one hand, and preceding systems of provision on the other. This suggests that the basic ontological unit for analysis is the practice.” (Randles und Warde 2006: 223)

2.1.7 Energie als ein Bestandteil sozialer Praktiken und Energiekonsum als Nebenprodukt praktischer Vollzüge

Um zu entscheiden, welche Praktik bzw. welche alltäglichen Aktivitäten im Rahmen dieser Arbeit von Interesse sind, ist es wichtig, zunächst zu spezifizieren, um welche Art des Konsums bzw. um welches Verbrauchsgut es geht. Diese Arbeit hat umwelt- bzw. klimarelevanten Konsum zum Gegenstand. Der Ausgangspunkt ist der private Konsum von Gütern und Diensten, der sich ganz erheblich negativ auf die Umwelt auswirkt und die globale Erwärmung antreibt. Dabei läuft die Verbindung zwischen Praktiken und der Umwelt bzw. dem Klima(wandel) grundsätzlich über die Materialien-Komponente – über die Produktion, den Ge- und Verbrauch sowie die Entsorgung aller Roh- und Werkstoffe, Gerätschaften und Infrastrukturereinrichtungen, die zur praktischen Durchführung betreffender Tätigkeiten benötigt werden. Diese Arbeit beschäftigt sich mit dem Konsum fossiler Energieressourcen, weil bei der Verbrennung fossiler Energieträger wie Erdöl oder -gas große Mengen klimaschädigender Treibhausgase freigesetzt werden. Dies hat zu der Entscheidung geführt, in dieser Arbeit besonders energieintensive Aktivitäten von und in Privathaushalten genauer zu analysieren. Häusliche Aktivitäten sind in der Hinsicht umwelt- und klimawirksam, als dass die Praktizierenden beim Vollzug zahlreicher Alltagsaktivitäten indirekt (auch) große Mengen an Energie verbrauchen. Es sind vor allem banal erscheinende Routineaktivitäten, wie etwa das alltägliche Duschen, Wäschewaschen, Kochen, Heizen, Kühlen, Beleuchtung, Fernsehen oder am Computer arbeiten, auf die der Großteil des Energieverbrauchs in Privathaushalten entfällt. Viele der häuslichen Alltagsaktivitäten, mit denen ein substanzieller Energieverbrauch einhergeht, werden von den Praktizierenden meist unreflektiert, das heißt ohne großes Überlegen und bewusstes Entscheiden, also routinemäßig vollzogen (vgl. Shove 2012: 110).

Obwohl diese Routinetätigkeiten unter ökologischen Gesichtspunkten besonders interessant und relevant erscheinen, standen sie bislang selten im Fokus konsum- und umweltsoziologischer Forschung. Bisher hat sich die soziologische Konsumforschung übermäßig den ‚spektakulären‘ und sichtbaren Aspekten von Konsumaktivität zugewendet. So waren konsumsoziologische Studien fast ausschließlich mit Phänomenen wie Musikgeschmack, Kleidermoden, dem privaten Kauf von Autos und Einrichtungsgegenständen befasst; und die Aufmerksamkeit war vor allem auf kulturellen Konsum, wie beispielsweise Theater-, Musical- und Museumsbesuche gerichtet. Diese einseitige Fixierung auf ‚schillernde‘, eher außergewöhnli-

che Konsumereignisse hat dazu geführt, dass ein großer Teil des aus ökologischer Sicht substanziellen Konsums zu wenig beachtet wurde – Praktiken, die vielleicht weniger auffallend und sichtbar, für die Alltagsgestaltung der Menschen aber mindestens genauso relevant sind. Dazu gehören alltägliche Verrichtungen wie der Konsum von Lebensmitteln, der tägliche Gebrauch von Klimaanlage, Heizungen und Kühlschränken, die morgendliche Dusche oder das Radiohören beim Frühstück (vgl. Gronow und Warde 2001a: 1–4). Diese meist völlig banal erscheinenden Alltagsaktivitäten folgen jedoch einer anderen Logik als es die demonstrativen und symbolisch aufgeladenen Konsumformen tun und sie erfordern dementsprechend auch eine spezifische, ihrer Charakteristik angemessene Herangehensweise in der Analyse (vgl. Warde und Southerton 2012a: 6).

Etwa zu Beginn der 2000er Jahre hat sich in der soziologischen Konsumforschung deswegen eine Art Gegenbewegung zur ‚Mainstream‘-Forschung gebildet, deren Vertreter*innen propagieren, dass es notwendig ist, den unscheinbaren Alltagskonsum zu verstehen und zu erforschen. Diese Forschung firmiert unter dem Schlagwort „ordinary consumption“ (Gronow und Warde 2001b) oder „inconspicuous consumption“ (Shove und Warde 2002).

„[T]he idea of ordinary consumption refers to those items and practices which are neither highly visible nor in any way special and which often stand in a subsidiary relation to some other or primary or more conscious activity.“ (Gronow und Warde 2001a: 4)

‚Gewöhnlicher Konsum‘ lässt sich demnach am besten mit Konzepten wie Routine, Gewohnheit, notwendige Randbedingung, Nebenfolge usw. erfassen und beschreiben. Gleichzeitig wird mit diesem Ausdruck der konventionelle Charakter des Konsums deutlich betont. In dieser Sicht wird angenommen, dass ‚Konsum‘ ebenso auf Gewohnheit wie auf bewusster Entscheidung und Wahl basieren kann (vgl. Warde und Southerton 2012a).

„By considering consumption behaviour as ‘conventional’, it is implied that people mostly consume in a rather routine, habitual, unreflective way, in accordance with sets of shared aspirations, requirements and expectations.“ (Randles und Warde 2006: 227)

Nicht jede Konsumaktivität lässt sich gleichermaßen gut mithilfe solcher Konventionenperspektive analysieren. Für eine Analyse alltäglichen Energiekonsums in Privathaushalten scheint diese Betrachtungsweise

gleichwohl in besonderer Weise geeignet zu sein, was im Folgenden genauer begründet wird.

Das besondere ‚Konsumgut‘ Energie und der ‚gewöhnliche Konsum‘ von Energie

Der Verbrauch von Energie unterscheidet sich in signifikanter Weise vom Kauf und Gebrauch alltäglicher Konsumgüter wie etwa Kleidung und Einrichtungsgegenstände, die häufig unter der Perspektive des symbolischen und des demonstrativen Konsums analysiert worden sind. Energie wird zwar als notwendiger Einsatzfaktor, jedoch als eine insgesamt ‚unspektakuläre‘ Ressource betrachtet: „[Energy] is hardly a product to be proud of, to show around, or to worry about“ (Fischer 2008: 80). Oder wie Shove und Warde es ausdrücken: „Water quality is more or less standardized as is the ‘quality’ of electricity, so there are no distinctive edges to play with in that respect“ (Shove und Warde 2002: 239f). Ihrer Ansicht nach hängt das damit zusammen, dass Energie(konsum) außerordentlich vielfältig, meist nicht unmittelbar ersichtlich bzw. erkennbar ist und dadurch schwer durchschaubar erscheint (vgl. ebd.: 240).

Energie wird meist routinemäßig, ‚nebenbei‘ konsumiert. Dass die Praktizierenden ihren Energiekonsum im Alltag oftmals nicht bewusst steuern und kontrollieren, ist demnach darauf zurückzuführen, dass ihr Energieverbrauchsverhalten größtenteils auf alltäglichen Routinen beruht (vgl. Guy und Shove 2000; Shove und Chappells 2001; Lutzenhiser 2002: 348f; Shove 2003: 395f).

Energieflüsse sind in den modernen Industriegesellschaften allgegenwärtig: in den Lebensstilen, in den alltäglichen Mustern der Kommunikation und Interaktion, in den Produktionsstrukturen und im alltäglichen Konsum sowie in den umfassenden Mobilitäts- und Reismustern (vgl. auch Rosa et al. 1988: 149; Lutzenhiser 2002: 348). Dies hängt neben dem konventionellen Charakter auch mit den besonderen ‚Eigenschaften‘ des alltäglichen ‚Konsumgutes‘ Energie zusammen: Energie ist abstrakt, im Sinne von ‚gegenstandslos‘, sie ist unsichtbar und physisch nicht direkt (an-)fassbar (vgl. Shove 1997b).

Dazu kommt, dass die meisten Hinweise auf Energieflüsse in modernen Gesellschaften aktiv verborgen werden: Die Orte und Anlagen zur Energiegewinnung und -produktion liegen für gewöhnlich weit weg von den Stellen der Endnutzung. Aber auch die Elemente der Energiesysteme wie etwa Verteilerwerke oder Steuerungszentralen stehen abgesondert in Industriegebieten, Randbezirken oder Vororten. Gleiches gilt für die Wohnstätten der Menschen: Hier verlaufen die Kabel und Leitungen der Elektrizitäts-

Gas- und anderer Versorgungssysteme hinter Wänden, unter Fußböden und über den Zimmerdecken. Selbst die Stromzähler befinden sich zu meist versteckt im Keller oder in der Abseite – sorgfältig vor dem täglichen Anblick verborgen (Lutzenhiser 2002: 349).

Darüber hinaus wird Energie von den Menschen nicht direkt, sondern indirekt konsumiert, wie beispielsweise als Raumheizung oder Beleuchtung, oder in Form bestimmter Leistung(en), etwa als laufender Kühlschrank oder betriebener Computer (Shove und Chappells 2001: 48, 57). Daraus lässt sich folgern, dass die Menschen nicht an Energie an sich interessiert sind, sondern an den Leistungen und Diensten, die ihnen der Einsatz des Betriebsmittels Energie ermöglicht: „consumers do not consume resources, they consume the services those resources make possible. In buying electricity, consumers are really buying lighting, heating, comfort and convenience and more” (Southerton et al. 2004: 5).

Ins Bewusstsein gelangt das Thema ‚Energiekonsum‘ meist durch Irritationen, etwa wenn die Heizung ausfällt oder wenn die jährliche Heizkostenabrechnung deutlich angestiegen ist (vgl. ebd.).

Heute findet sich im Haushalt für eine Vielzahl an Aktivitäten ein entsprechendes Gerät, das mithilfe von Energie, meist in Form von Elektrizität, betrieben wird: „In practice, people use things that depend on energy consumption: refrigerators, fan heaters, fluorescent light, and so on“ (Shove und Warde 2002: 240). Alltagstechnologien wie Heizung und Beleuchtung und elektronische Haushaltsgeräte wie Kühlschrank oder Toaster bestimmen demzufolge mit, wie und in welchem Umfang Energie im Haushalt verbraucht wird (Shove et al. 2007; Shove und Walker 2014: 55; Gerber et al. 2012). Die energiebetriebenen technischen Geräte zählen zu den ‚klassischen‘ auffälligen und sichtbaren Konsumgütern, auf die die soziologische Konsumforschung und umweltsoziologische Untersuchungen aus den oben genannten Gründen bisher überwiegend ihre Aufmerksamkeit gerichtet haben.

Die Analyse des privat-häuslichen Energieverbrauchs als ‚ordinary consumption‘ erscheint noch aus einem weiteren Grund sinnvoll: Der unscheinbare, indirekt-vermittelte und in Routinetätigkeiten eingebettete Energiekonsum in Privathaushalten wird ein Problem in Hinblick auf Nachhaltigkeit, weil dieser für große Mengen an klimaverändernden CO₂-Emissionen verantwortlich ist.

Energieverbrauch in Privathaushalten ist einerseits eingebettet in unscheinbare Alltagsroutinen wie beispielsweise die tägliche Dusche am Morgen, das mehrmalige Wäschewaschen pro Woche oder die durchgehende Inbetriebnahme von Klimaanlage. Andererseits wird der häusliche Ener-

giekonsum in modernen Gesellschaften wesentlich durch gesellschaftliche Konventionen und Normen bestimmt. Als Konventionen werden solche Verhaltensmuster bezeichnet, die allgemeinen gesellschaftlichen Erwartungen entsprechen. Bei Normen handelt es sich ebenfalls um sozial akzeptierte und relativ konkrete, aber dennoch informelle Verhaltensstandards oder -regeln. Normen können zudem formalen Charakter haben bzw. annehmen. Dann erscheinen sie als verbindliche Vorschriften, die das Sozialverhalten konkret regeln (z.B. Gesetze und Vorschriften).

Es gibt einige weit verbreitete Erwartungsstandards, die sich entscheidend auf die Inanspruchnahme von Energiedienstleistungen auswirken. So liegt die als ideal und angemessen empfundene Innentemperatur im Sommer bei etwa 21 Grad Celsius und 22 bis 23 Grad Celsius im Winter – Erwartungsstandards, die in hiesigen Breiten häufig nur durch den intensiven Einsatz von energienutzenden Technologien erreichbar sind (vgl. Shove 2003; Chappells und Shove 2005; Shove et al. 2008; Shove 2014: 421). Eine weitere konventionelle Vorstellung ist, dass mittels Raumwärme und intensivem Licht bzw. besonderer Beleuchtung im Haus eine gemütliche Atmosphäre geschaffen wird (vgl. Wilhite und Lutzenhiser 1999). Alle diese gesellschaftlichen Konventionen und Normen bedingen Verhaltensmuster, die mit enormem Energieverbrauch verbunden sind (vgl. Wilhite et al. 2000: 116). Demnach haben soziale Konzepte von Komfort, Annehmlichkeit und Bequemlichkeit sowie Vorstellungen davon, was zu einem ‚normalen Leben‘ gehört, einen erheblichen Einfluss darauf, wie energieintensiv die alltäglichen Praktiken sind (vgl. Wilhite und Lutzenhiser 1999; Shove 2003, 2004b: 1062).

Durch das Engagement in Praktiken kommt zum Ausdruck, welchen Konventionen die Praktizierenden folgen. Allerdings determinieren Konventionen die Praktiken nicht vollkommen, sondern die konkrete Art und Weise der Praktikenausführung ist entscheidend. Beispielsweise kann man, wenn man in den eigenen Wohnräumen leicht friert, entweder die Heizung aufdrehen oder sich einen Pullover anziehen. Oder eine gemütliche Wohnatmosphäre lässt sich mittels aufwendiger Beleuchtung(stechnik) oder auch mit einfachem Kerzenlicht erzeugen. Es stehen meist mehrere Handlungsalternativen zur Wahl und mit diesen verschiedenen Aktivitäten verbinden sich meist jeweils bestimmte Deutungen, spezifische Fertigkeiten sowie ein besonderes Know-how und Equipment. Auch ist wichtig, über welche praktischen Kompetenzen die Praktizierenden verfügen; ob sie beispielsweise wissen, wie entsprechende technische Geräte, wie z.B. moderne Heizungs- und Lüftungsanlagen effizient zu nutzen sind. Denn die Energiedienste und dementsprechend der Energieverbrauch sind in die

kontinuierliche Ausführung und damit Reproduktion dieser alltäglichen Vollzüge eingebunden.

Demzufolge ist die Perspektive zu erweitern: Statt eng auf Energie und Energieverbrauch zu fokussieren, gilt es den Blick zu weiten und auf den Konsum von Energiedienstleistungen zu schauen (vgl. Wilhite et al. 2000: 115). Mit anderen Worten: „it is the outputs that energy consumption makes possible that should be the focus of attention“ (Shove und Warde 2002: 240; vgl. auch Shove und Walker 2014). Es sind vor allem tagtäglich in Anspruch genommene Energiedienstleistungen wie Raumheizung, Beleuchtung und ‚Meta-Energiedienste‘ wie Komfort und Behaglichkeit (Wilhite et al. 2000: 115) für die die meiste Energie im Alltag aufgewendet wird. Sie sind dabei eingebunden in zahlreiche Alltagsaktivitäten wie Kochen, Wäschewaschen und das allgemeine Temperieren von Wohnräumen. Dies sei abschließend noch einmal mit einem prägnanten Zitat verdeutlicht:

„The demand for energy is from this perspective a secondary outcome of demands for energy services, which are in turn a consequence of how everyday practices are constituted and performed.“ (Walker 2014: 50)

Das heißt, auch wenn man vom Energieverbrauch her argumentiert, gelangt man wieder zu den Praktiken – sie sind der Dreh- und Angelpunkt des ‚normalen‘ alltäglichen Geschehens. Praktiken bilden somit die Schnittstelle von infrastrukturellen Systemen, (Haushalts-)Geräten, Techniken und Materialien (wie z.B. Energieressourcen), sozialen Alltagsarrangements sowie gesellschaftlichen Konventionen und Normalitätsstandards. Energieverbrauchsmuster werden hervorgebracht durch historisch spezifische Verknüpfungen von Technologien und Praktiken sowie Konstellationen von Praktiken (vgl. Shove und Walker 2014: 49).

Möchte man Näheres über den Konsum von Energie erfahren, wird man sich ausführlich mit den Praktiken befassen müssen, in deren Vollzugsmuster und Ausführungsstrukturen Energieverbrauch eingelagert ist. Man wird sich detailliert mit ihrer Beschaffenheit, ihren einzelnen Bestandteilen, mit ihrem gegenwärtigen Gesamterscheinungsbild, ihrer Entwicklungsgeschichte sowie ihrer möglichen Weiterentwicklung beschäftigen müssen. Nur in seiner Verwobenheit mit unzähligen Alltagsaktivitäten lässt sich ermitteln und verstehen, welche Relevanz die Bewältigung des Alltags und die moderne Lebensweise etwa für den Heizenergieverbrauch haben:

„From this point of view, understanding energy is first and foremost a matter of understanding the sets of practice that are enacted, reproduced and transformed in any one society, and of understanding how material arrangements, including forms of energy, constitute dimensions of practice.” (Shove und Walker 2014: 48)

2.2 Heizen als soziale Praktik

Im letzten Teilkapitel 2.1.7 wurde herausgearbeitet, dass der Fokus zur Untersuchung privaten Energiekonsums auf Praktiken liegen sollte, weil Energie als ein materiell vermittelter Bestandteil von Praktiken zu betrachten ist und sich Energieverbrauch in Privathaushalten erst durch den Vollzug alltäglicher Praktiken ergibt. In diesem Kapitel soll nun eine dieser Alltagsaktivitäten genauer analysiert werden, im Rahmen derer beträchtliche Energiemengen verbraucht werden. Im Folgenden soll das alltägliche *Heizen* als soziale Praktik untersucht werden.

Dieses Kapitel ist im Weiteren wie folgt strukturiert: In Teilkapitel 2.2.1 wird als erstes dargelegt, welches Verständnis des Begriffes ‚Heizen‘ dieser Arbeit zugrunde liegt. Dafür werden zunächst die Aktivitäten eingegrenzt, die in dieser Arbeit unter ‚Heizen‘ subsumiert werden und es wird argumentiert, warum sich für die Bezeichnung ‚Heizen‘ entschieden wurde. Dann wird genau aufgelistet, welche Aktivitäten in dieser Arbeit als zu ‚Heizen‘ gehörig verstanden werden und dementsprechend im Fokus der Analyse stehen. In den Teilkapiteln 2.2.2 und 2.2.3 soll dann weiter argumentiert werden, weshalb das Heizen im Hinblick auf die zentrale Fragestellung einen besonders interessanten und relevanten Untersuchungsfall darstellt. Hierfür wird zunächst auf die grundlegende Bedeutung von Wärme für Menschen eingegangen (Teilkapitel 2.2.2), woraus sich auch die Relevanz regelmäßigen Engagements in Form von Heizen ableiten lässt (Teilkapitel 2.2.3). In Teilkapitel 2.2.4 wird die Entwicklungsgeschichte des häuslichen Heizens ausführlich dargestellt, um die zentrale Bedeutung, vor allem aber die historische Bedingtheit heutiger künstlicher Gebäudeheizung deutlich zu machen. Nachdem dargelegt worden ist, was ‚Heizen‘ grundsätzlich zu einer sozialen Praktik macht, soll dann abschließend in Teilkapitel 2.2.5 etwas detaillierter ergründet werden, um welche Art von Praktik es sich bei ‚Heizen‘ genau handelt. Im Anschluss an die in Teilkapitel 2.1.3 erörterten Unterscheidungen zwischen verteilten, integrativen und zusammengesetzten Praktiken ist zu fragen, wie sich ‚Heizen‘ einordnen lässt.

Insgesamt dient Kapitel 2.2 also dazu, um einerseits schlüssig zu begründen, weshalb gerade ‚Heizen‘ als Untersuchungsfall ausgewählt wurde. Und andererseits geht es darum, ‚Heizen‘ als soziale Praktik näher zu bestimmen und genauer einzuordnen.

2.2.1 Energieintensive Gebäude- bzw. Raumheizung im Fokus

Mit ‚Heizen‘ sind in dieser Arbeit erst einmal generell alle Aktivitäten gemeint, mit denen geschlossene Wohnräume aktiv beheizt und warmgehalten werden. Es geht also um all jene Tätigkeiten, die die Praktizierenden vollführen, um in ihren Häusern und Wohnungen in Zeiten geringer Außentemperaturen thermisch Behaglichkeit zu schaffen und sie auch warm zu halten. Der Fokus liegt somit vorrangig auf all jenen Maßnahmen zur Erreichung und Sicherung von thermischer Behaglichkeit, die am Gebäude und den Räumlichkeiten ansetzen. Diese Heizaktivitäten werden in der Literatur als ‚building‘, ‚room‘ oder ‚space heating‘ bezeichnet. Davon unterschieden werden Heizbetätigungen, die wesentlich an der ganzen Person bzw. am menschlichen Körper oder an einzelnen Körperteilen ihren Ansatz nehmen, wie z.B. das Tragen warmer Kleidung, der Gebrauch einer Wärmflasche oder der Verzehr warmer Speisen und Getränke. Hier spricht man entsprechend von ‚person heating‘ (vgl. Kuijer und Jong 2012). Letztere Heiz- bzw. Aufwärmhandlungen sollen in dieser Arbeit allerdings nicht näher beleuchtet werden, da ‚person heating‘-Maßnahmen in der Regel mit nur einem sehr geringen Verbrauch an fossiler Energie verbunden sind oder sogar gänzlich ohne die Inanspruchnahme fossiler Energieresourcen auskommen. So wird beispielsweise durch das Tragen von Wollkleidung nur während des Herstellungsprozesses der Kleidung (fossile) Energie verbraucht.

Bisher wurde das Heizen weniger als eigenständiger Handlungsbereich begriffen, sondern unter dem Stichwort ‚(accomplishing, consuming and sustaining) thermal comfort‘ untersucht (Brager und Dear 2003; Shove et al. 2008). Hierunter werden in der sozialwissenschaftlichen Literatur sowohl das Innenraumklima rein mechanisch beeinflussende Aktivitäten gefasst, als auch personenbezogene Heiz- und Kühlungsstrategien. Dabei widmet sich die Literatur in letzter Zeit verstärkt dem mechanisch-technologischen und damit energieverbrauchenden und CO₂-Emissionen verursachenden Heizen und Kühlen. Durch die zusätzliche Konzentration auf die diesbezügliche Situation und Entwicklung in den USA bzw. in den anglo-amerikanischen Ländern ist darüber hinaus ein vorrangiges Interesse an

‚Kühlung‘ in Form von ‚Air-conditioning‘ festzustellen (vgl. etwa Brager und Dear 2003: 179f; Chappells und Shove 2005; Healy 2008; Strengers 2008).

Wie bereits eingangs erwähnt, wird in dieser Arbeit eine andere Fokussierung vorgenommen, indem sich primär auf gebäude- bzw. raumbezogene Heizaktivitäten konzentriert wird, die zusammenfassend mit ‚Heizen‘ bezeichnet werden. Dafür gibt es vier plausible Gründe, die im Folgenden dargelegt werden.

Erstens lässt sich die Fokussierung auf Heizaktivitäten damit begründen, dass in dem gewählten landesspezifischen Untersuchungskontext (Deutschland) die für Raumwärme aufgewendete Energiemenge die zur Innenraumkühlung verwendete deutlich übersteigt. Zwar lässt sich auch in Deutschland der Trend feststellen, immer mehr Wohngebäude, vor allem Neubauten standardmäßig mit Klimaanlage zu Kühlzwecken auszustatten, doch das Heizen ist und bleibt weiterhin mit Abstand der größte Posten beim Endenergieverbrauch deutscher Privathaushalte (vgl. Statistisches Bundesamt und Umweltbundesamt 2015: 34).

Zweitens stellt ‚Heizen‘, so wie es in dieser Arbeit verstanden und an späterer Stelle noch genauer ausgeführt wird, bereits einen größeren Aktivitätenkomplex dar, so dass eine fokussierte Betrachtung sinnvoll ist. Unter dem Stichwort ‚(accomplishing, consuming and sustaining) thermal comfort‘ wird dagegen gleich ein ganzes Bündel sehr heterogener Praktiken in den Blick genommen, neben raum- bzw. gebäudebezogenen Heizaktivitäten auch Kühlungs- und Ventilationsaktivitäten sowie alle personenzentrierten Betätigungen. Hierzu ist anzumerken, dass bei der Passivhaustechnologie nicht mehr eindeutig zwischen Heizungs-, Lüftungs- und Kühlungsanwendungen unterschieden werden kann, da hier alle Raumklimatisierungsanwendungen miteinander verknüpft und in einem Gerät, der Passivhauskomfortlüftung, weitestgehend zusammengeführt worden sind. Und im SmartHome sind die unterschiedlichen Anwendungen zur Innentemperaturregulierung mittlerweile häufig mittels der computergestützten Steuerungstechnologie aufeinander abgestimmt und im System in Form der Raumprofileinstellungen zusammengeführt. Lüftungs- und Kühlungsaktivitäten werden in dieser Arbeit aber nur als relevant betrachtet, wenn sie einen eindeutigen Zusammenhang mit dem Beheizen von Wohnräumen aufweisen. Auch personenbezogene Heizaktivitäten, die ich im ‚thermal comfort‘-Konzept stärker verankert sehe, sollen nicht gänzlich unbeachtet bleiben. ‚Person heating‘ bildet allerdings nicht den Ausgangspunkt der Analyse, findet aber als Alternativ-, Ersatz- und Komplementärmaßnahmen, als Ergänzungs- und Unterstützungsaktivitäten, oder auch als

Umgehungsstrategien für idealtypisches Wohnraumheizen Einzug in die Betrachtung. So zum Beispiel, wenn eine Bewohnerin, der es in ihrem Passivhaus zu kühl erscheint, sich eher einen Pullover anzieht oder in eine Decke einwickelt, anstatt die Passivhauslüftung (mit integrierter Zuluflüftung) anders einzustellen.

Ein dritter Unterschied zwischen den Konzepten ‚achieving thermal comfort‘ und ‚Heizen‘ betrifft das Gegensatzpaar Subjektivität/Objektivität. Was damit gemeint ist, wird im Folgenden erklärt: Indem das Konzept ‚Heizen‘ von den tatsächlichen Handlungsvollzügen ausgeht, verfügt es über einen starken Tätigkeitsbezug. Durch den klaren Fokus auf das praktische Tun, auf die öffentlich sichtbaren Aktivitäten, wird vom Denken einzelner Praktizierender sowie von (ihren) individuellen Erwartungen und Motivationen weitestgehend abstrahiert. In folgendem Zitat beschreibt Warde dies als einen Minimalkonsens unter Praktikentheoretiker*innen:

„However, how best to examine practices remains controversial. Agreement among advocates of the practice approach is limited, although in general all give precedence to practical activity as the means by which people secure their passages through the world thereby emphasizing doing over thinking, practical competence over strategic reasoning, mutual intelligibility over personal motivation and body over mind.“
(Warde 2013: 18)

Dafür rückt das Handlungssetting, der situative Kontext stärker in den Blick. Dagegen fokussiert das Konzept ‚achieving thermal comfort‘ stärker auf die subjektive Komponente unternommener Heiz- (und Kühlungs-)Aktivitäten. So verweist ‚achieving thermal comfort‘ nicht lediglich auf ein immer schon an eine Person gebundenes Handeln, sondern stellt ein durch persönliche Motive und subjektives Behaglichkeitsempfinden (an-)geleitetes Tätigsein in den Vordergrund. Dieses Ausüben kann in der Praxis so unterschiedliche Aktivitäten wie das Aufdrehen des Heizungsthermostats oder die Verwendung einer Wärmflasche bedeuten, immer aber ist es personenbezogen, und zwar in dem Sinne, dass subjektive Behaglichkeitsvorstellungen für das aktive Agieren als zentral bedeutend angenommen werden. Wohnraumheizen bezieht sich dagegen stärker auf das Erwärmen von Räumen, ohne dass dabei (persönliche) Behaglichkeitserwägungen eine große Rolle spielen oder dass sich überhaupt Personen in den zu beheizenden Räumlichkeiten aufhalten (müssen). Dies trifft – wie auch Mietrechtstexten zum Heizen zu entnehmen ist (siehe Kapitel 2.2.3, die Fußnoten 29 und 30) – beispielsweise zu, wenn Wohnräume (auch un-

genutzte) in vorgegebener Weise beheizt werden, um Schimmelbildung oder Frostschäden zu vermeiden. Darüber hinaus wird die subjektive Prägung des Konzepts auch daran deutlich, dass sich ‚thermal comfort‘ kaum ohne Bezug auf menschliches Empfinden beschreiben lässt. Vielmehr wird mit ‚achieving thermal comfort‘ ein subjektiv empfundener und persönlich gedeuteter Zustand umrissen. Aus diesem Grund präferiere ich das tätigkeitsbasierte und weitaus neutralere, weil stärker beschreibende Konzept ‚Heizen‘.

Ein viertes wichtiges Argument, Heizaktivitäten zentral zu setzen, habe ich aus meiner empirischen Forschung gewonnen. Bei ‚Heizen‘ handelt es sich um ein sehr praxisnahes Konzept:²⁵ Die Praktizierenden, die für diese Erhebung interviewt wurden, sprechen selbst fast alle ausschließlich von ‚Heizen‘. Und auch in den Anleitungen und Empfehlungen etwa des Umweltbundesamtes und der Verbraucherzentrale wird fast ausschließlich die Bezeichnung ‚Heizen‘ verwendet. Lediglich in den Gesprächen mit den betreffenden Expert*innen war häufiger von der Herstellung (optimaler) thermischer Behaglichkeitszustände die Rede. Anhand dieser Beschreibungen wird deutlich, dass es sich bei ‚(achieving) thermal comfort‘ eher um ein wissenschaftliches Konstrukt handelt, das seine Wurzeln in den damit ursprünglich beschäftigten Fachdisziplinen hat – hier allen voran den Ingenieurwissenschaften (vgl. Fanger 1970). Da in dieser Arbeit eine praxistheoretische Perspektive eingenommen wird und dabei die Betätigungen der Praktizierenden im Mittelpunkt stehen, erscheint es geboten, auch für die empirische Forschung an die in den Köpfen der Beforschten vorhandenen sowie in ihrem Handeln und in ihrem Sprechen (in ihren ‚doings and sayings‘) Niederschlag findenden Sinnzuschreibungen, Bilder und Konzepte anzuknüpfen. Dem entspricht der für die qualitative Sozialforschung zentrale Anspruch, „dass sozialwissenschaftliche Konstruktionen auf den Konstruktionen des Alltags aufgebaut werden und die gedanklichen Gegenstände der Sozialwissenschaften mit jenen vereinbar bleiben müssen, die von Menschen im Alltag gebildet werden“ (Rosenthal 2011: 39). Auch deshalb wird in dieser Arbeit ‚Heizen‘ als Konzept zentral gestellt und im Folgenden für ein spezifisches Aktivitätenbündel von ‚Heizen‘ gesprochen.

Dennoch bildet ‚(accomplishing) thermal comfort‘ oft einen Motivationshintergrund für Heizbetätigungen und stellt ein zentrales Element von der Praktik des Heizens dar. Komfortvorstellungen bzw. Konzepte und

25 Das Argument der Praxisnähe wird in Kapitel 3 zum methodischen Vorgehen noch einmal aufgegriffen und dort in aller Ausführlichkeit diskutiert.

Vorstellungen von thermischer Behaglichkeit werden als solches deshalb an späterer Stelle noch einmal aufgegriffen.

Bei einer Praktik handelt es sich, wie in Kapitel 2.1.2 ausführlich dargelegt, immer um ein Bündel von Aktivitäten: „an organized nexus of actions“ (Schatzki 2002: 71). Eine Praktik stellt demnach einen in sich geordneten Aktivitätenkomplex dar, der mit bestimmten materiellen Arrangements in Zusammenhang steht. Materielle Arrangements erlangen ihre Bedeutung allerdings erst im praktischen Tun. Die Praktik des Wohnraumheizens, um die es in dieser Arbeit zentral gehen soll, konstituiert sich wesentlich durch folgende a) Aktivitäten, die mit folgenden b) materiellen Arrangements gekoppelt sind:

- a) 1. Nutzung und Bedienung einer konventionellen Gebäudeheizung oder einer Komfortlüftungsanlage (mit integrierter Zuluftheizung) oder einer intelligenten Heizungssteuerungstechnologie, usw.
2. Regulierung der Raumwärme mittels Öffnung und Einstellen der Heizkörperthermostat(ventil)e; Heizkörper entlüften
3. (Fenster-)Lüftung
4. Türen zwischen unterschiedlich beheizten Räumen geschlossen halten (oder gezieltes Öffnen der Türen, um für eine Verteilung von Wärme zu sorgen)
5. Kontrolle der Luftfeuchte
- b) 6. Bauliche Maßnahmen und Gegebenheiten, wie z.B. Außenwanddämmung, Fensterisolierverglasung, Gebäudeheizung, usw.; allgemein die bauliche Substanz und technologische Ausstattung sowie diesbezügliche Renovierungs- und Sanierungsunternehmungen
7. Zimmermöblierung bzw. -einrichtung und Anordnung der Gegenstände im Raum

Hierbei handelt es sich um eine vorläufige Auflistung von Aktivitäten, die sich unter Wohnraumheizen subsumieren lassen. Dies sind die weitläufig bekannten und vorherrschenden Heizaktivitäten, wie sie etwa in Anleitungen zum ‚richtigen‘ Heizen und Lüften zu finden sind. Es kann aber durchaus sein, dass noch wichtige gängige Tätigkeiten in dieser Liste fehlen. Deshalb soll dieser Katalog nach Auswertung des empirischen Materials noch einmal kritisch überprüft und gegebenenfalls ergänzt und verändert werden. Qualitative Forschung, die dem Prinzip der Offenheit folgt (vgl. Hoffmann-Riem 1980), ist darauf angelegt, das sie beiträgt, diese Liste zu erweitern. So kann die konkrete Fallanalyse des Heizens in Passivhäusern und in SmartHomes zur Entdeckung und Benennung neuer, weiterer Heizaktivitäten führen.

Mit dem Beheizen von Wohnräumen verbindet sich in aller Regel ein hoher Energieverbrauch und ein dementsprechend großer CO₂-Ausstoß, da die allermeisten Heizungsanlagen in Privathaushalten heutzutage (noch) mit Energie aus fossilen Brennstoffen wie Erdgas oder Heizöl betrieben werden, bei deren Verbrennung ehemals gebundenes CO₂ freigesetzt wird (vgl. Clausnitzer 2014: 30).²⁶ Ein hoher Energieverbrauch und CO₂-Ausstoß sind somit eher unbeabsichtigte Nebenfolgen bei der Erzeugung der gewünschten Serviceleistung ‚Raumwärme‘ mittels Heizen.

Der durch das Beheizen privater Wohnräume verursachte Energieverbrauch und das dabei freigesetzte CO₂ schädigen das globale Klima. Die in die Atmosphäre entlassenen CO₂-Emissionen wirken entscheidend daran mit, dass sich die Erdatmosphäre immer mehr aufheizt (vgl. Latif 2006: 26). Der mit Abstand größte Anteil der von privaten Haushalten verursachten CO₂-Emissionen ist auf das Beheizen von Wohnräumen zurückzuführen. Mehr als zwei Drittel der gesamten in privaten Haushalten genutzten Energie wird zum Heizen, also zur Erzeugung von Raumwärme verwendet (vgl. Deutsche Energie-Agentur GmbH (dena) 2016: 31). Vom Standpunkt umwelt- und klimarelevanten Konsums aus betrachtet, stellt sich Heizen als besonders relevante Alltagstätigkeit dar, weil sie außerordentlich folgens schwer für Umwelt und Klima ist.

In den meisten Privathaushalten industrialisierter Gesellschaften der nördlichen Hemisphäre stellt Wohnraumheizen mit Abstand die energieintensivste Praktik dar. Dementsprechend sind hier auch die Einsparpotenziale enorm. Es gilt somit: Sollen der private Energiekonsum und mit ihm die energiebasierten CO₂-Emissionen effektiv gesenkt werden – was angesichts des globalen Klimawandels erklärtes Ziel ist – dann erscheint Wohnraumheizen als sehr aussichtsreicher Ansatzpunkt für Interventionsmaßnahmen. In jedem Fall hätten neue Routinen in diesem Bereich weitreichende ökologische Konsequenzen. Insofern ist es eine spannende Frage, ob und inwiefern das Heizen in eine weniger energieintensive bzw. eine energiesparsame Aktivität transformierbar ist.

Die Möglichkeiten, das Heizen in Privathaushalten zu verändern, sind allerdings nicht vollkommen unbegrenzt, da Menschen grundsätzlich ein gewisses Maß an Wärme zum Überleben brauchen. Im gesamten zentral-europäischen Raum liegen die Außentemperaturen an vielen Tagen des Jahres um und bei 12 Grad Celsius oder deutlich niedriger (siehe

26 Vgl. auch Forschungsstelle für Energiewirtschaft e. V. (FfE) 2017*.

www.dwd.de).²⁷ Die in Deutschland überwiegend vorherrschenden Außentemperaturen – das Klima in Deutschland gehört zur kühlgemäßigten Klimazone – machen es somit erforderlich, dass sich die Menschen an vielen Tagen des Jahres noch zusätzlich erwärmen, dass sie also ihre Häuser und Wohnungen durch (künstliche) Gebäudeheizung bewohnbar machen.

2.2.2 Die grundsätzliche Bedeutung von Wärme für Menschen – Heizen als essentielle Praktik

Bei welchen Temperaturen sich Menschen in Gebäuden wohl und behaglich fühlen, kann zwar von Situation zu Situation stark variieren und von Mensch zu Mensch sehr unterschiedlich sein, jedoch ist das jeweilige individuelle Spektrum nicht allzu groß. Es nicht ausreichend warm zu haben, empfinden die allermeisten Menschen nämlich nicht nur als höchst unangenehm, sondern auch sehr schnell als einen existentiell bedrohlichen Zustand. Menschen brauchen Wärme und sind außerordentlich kälteempfindlich. Hitze wird recht gut ertragen, Kälte dagegen nur sehr begrenzt. So hat eine aktuelle Studie zu temperaturbedingter Mortalität ergeben, dass nicht etwa Hitze oder Extremtemperaturen, sondern moderate winterlich-kalte Temperaturen die meisten Todesopfer fordern (vgl. Gasparrini et al. 2015). Immerhin haben die Menschen gelernt, sich durch Kleidung, Behausung und Heizung gegen starke Kälte zu schützen und ihre lebenswichtige Körperwärme dadurch zu bewahren; allerdings sind diese Möglichkeiten begrenzt. Ausreichende Versorgung mit Wärme stellt demnach ein akutes menschliches Bedürfnis dar.

Klar ist, dass in westlichen Gesellschaften nicht einfach auf künstliche Gebäudeheizung verzichtet werden kann: die Tätigkeit des Beheizens von Wohnräumen lässt sich nicht ersatzlos abschaffen und ist auch nicht ohne weiteres durch eine andere – neue oder alte – Praktik zu substituieren. Die in Industrieländern wie Deutschland lebenden Menschen sind mittlerweile an zusätzliche Erwärmung in Form von künstlicher Gebäude- bzw. Raumheizung gewöhnt und zumindest während der kalten Wintermonate

27 Siehe exemplarisch für verschiedene Städte Deutschlands: www.dwd.de/DE/leistungen/klimadatenwelt/europa/ae/deutschland/deutschland_node.html, zuletzt geprüft am 11.10.2018. So lag beispielsweise die mittlere tägliche Maximaltemperatur in Hamburg in der Periode von 1961 bis 1990 mindestens während sechs Monaten (Oktober bis April) unter 12 Grad Celsius.

angewiesen. Wärme ist ein körperliches Grund- bzw. Existenzbedürfnis des Menschen. Menschen benötigen (äußere) Wärme, also eine gewisse Umgebungstemperatur, damit die wärmeabhängigen Vorgänge in und am menschlichen Körper, die einerseits das körperliche Überleben sichern und andererseits für das Wohlbefinden von ausschlaggebender Bedeutung sind, aufrechterhalten werden und ungehindert ablaufen können (Gekle und Singer 2014: 567).

Die normale Körperkerntemperatur, womit in der Regel die Temperatur des Körperinneren bzw. der inneren Organe, manchmal aber auch die Bluttemperatur gemeint ist, liegt beim Menschen zwischen 36,3 und 37,5 Grad Celsius. Von Mensch zu Mensch kann die ‚Normaltemperatur‘ also etwas variieren. Darüber hinaus sind geringe Körperkerntemperaturschwankungen durch Faktoren wie Tageszeit, körperliche Aktivität, Kälteexposition, Emotionen, usw. natürlich und zu berücksichtigen. Die Kerntemperatur ist bei gesundem Körper normalerweise nur sehr geringen Schwankungen unterworfen – bereits eine Temperatursteigerung um wenige Grad (z.B. bei heftigen Fiebererkrankungen) kann schon den Tod verursachen und eine geringe Ab- bzw. Auskühlung bedingt bereits schwere Erkältungskrankheiten; kühlt sich der Körper auf unter 20 Grad Celsius ab, stirbt er den ‚Kältetod‘ (ebd.: 568).

Der Körper versucht diese Solltemperatur im Körperkern von ungefähr 37 Grad Celsius ständig bzw. so lange wie möglich aufrecht zu erhalten. Aufgrund dessen, dass sie eine konstant hohe Körperkerntemperatur aufweisen, sind Menschen temperaturtechnisch als ‚gleichwarme‘ (homöotherme) Lebewesen (Säugetiere, Vögel) zu betrachten – diese Eigenschaft macht den menschlichen Körper gleichzeitig unabhängiger von der Umwelt und deren Temperaturschwankungen. Dagegen kommt es in den peripheren Geweben (Körperschale) regelmäßig zu größeren Temperaturschwankungen. Zusammengefasst bedeutet das: während die Körperkerntemperatur konstant bleibt, „wenn die Umgebungsbedingungen sich von einer milden Wärmebelastung zu einer leichten Kältebelastung oder umgekehrt ändern, [...] nähert sich die Temperatur der Körperschale von ihren kernnahen Schichten nach außen immer mehr der Umgebungstemperatur an“ (ebd.: 567).

Dies führt dazu: wenn auch die Oberflächentemperatur der Haut – die mittlere ideale Hauttemperatur (Körperschale) liegt derweil bei 27 bis 32 Grad Celsius – keineswegs die Körperkern- bzw. die Bluttemperatur erreicht, so ist der menschliche Körper in der Regel doch wärmer als seine Umgebung, so dass eigentlich permanent ein Wärmeverlust stattfindet.

Gleichzeitig und mit einer gewissen Unabhängigkeit von der jeweiligen Umgebungstemperatur produziert der menschliche Körper ständig Wärme (Thermogenese), um die von ihm abgegebene Wärmemenge auszugleichen. Demzufolge passt sich die (menschliche) Körpertemperatur nicht einfach der jeweiligen Umgebungstemperatur an. Würde der Körper die übermäßige Hitze jedoch nicht via Wärmeabgabemechanismen wie Konduktion (Wärmeleitung), Konvektion (Wärmeströmung), Radiation (Strahlung) und Evaporation (Verdunstung) abgeben, entstünde ein Wärmestau – der Körper würde überhitzen und schließlich sterben (ebd.: 570–573, sowie 580–582). Je größer der Unterschied zwischen der menschlichen Körpertemperatur und der Umgebungstemperatur ist, desto schneller erfolgt die Wärmeabgabe. Die meisten Menschen empfinden eine Umgebungstemperatur von 20 bis 25 Grad Celsius als ideal bzw. besonders angenehm. Das ist dadurch begründet, dass der menschliche Körper in diesem Temperaturbereich die überschüssige Wärme etwa in dem gleichen Tempo an seine Umgebung abgeben kann, wie er sie selbst neu erzeugt. Bei dieser so genannten ‚Behaglichkeitstemperatur‘ fühlen sich die meisten Menschen deshalb durchschnittlich am wohlsten (vgl. Fanger 1970: insbesondere Kapitel 2: 19–67; Richter 2003: 14f; Gekle und Singer 2014: 577; Dentel und Dietrich o. J.: 4–12).

Da in Nord- und Mitteleuropa die durchschnittlichen Außen- bzw. die Umgebungstemperaturen die überwiegende Zeit des Jahres unterhalb der oben genannten ‚Behaglichkeitstemperatur‘ liegen – in den Wintermonaten sogar erheblich von dieser abweichen –, sind die hier lebenden Menschen auf zusätzliche künstliche Erwärmung angewiesen – künstliche (Gebäude- bzw. Raum-)Heizung stellt für sie somit ein notwendiges Erfordernis dar.

In Deutschland gehört eine Wohnung zu den ‚unverfügbaren Grundrechten‘, die durch das Grundgesetz gesichert sind (vgl. Art. 13 des GG). Das Recht auf (menschenswürdiges) Wohnen ist ein Menschenrecht der zweiten Generation, das allerdings nicht im Grundgesetz verankert ist. Es hat seine Grundlage im internationalen Recht²⁸ (vgl. hierzu auch Krennrich 2018*). Demnach geht es im Wesentlichen darum, mittels künstlicher Gebäudeheizung in den Wohnräumen solche Temperatur- und Feuchtig-

28 Dies sind Artikel 11 des Internationalen Pakts über wirtschaftliche, soziale und kulturelle Rechte (ICESCR), Artikel 16 der Europäischen Sozialcharta vom 16. Dezember 1966 sowie Artikel 31 der revidierten Europäischen Sozialcharta (vgl. de.wikipedia.org, Artikel zum Thema ‚Recht auf Wohnen‘, zuletzt aktualisiert am 08.02.2018, zuletzt geprüft am 11.10.2018).

keitsverhältnisse zu schaffen, durch die der menschliche Körper keine unangenehme oder gar ungesunde bis lebensbedrohliche Entwärmung (Auskühlung) erfährt. Vorübergehend bzw. in gewissen Grenzen verträgt der menschliche Organismus zwar ungünstige raumklimatische Verhältnisse und passt sich in solchen Fällen – wie oben beschrieben – „selbsttätig einer notwendigen Verschiebung in der Art der Wärmeableitung an“ (Recknagel 1915: 87). Allerdings ist ein Großteil der in Industrieländern lebenden Menschen mittlerweile in solchem Maße an Raumtemperaturverhältnisse gewöhnt, wie sie eigentlich nur durch den intensiven Gebrauch von zusätzlicher künstlicher Heizung im Winter erreicht werden können. Diese Menschen sind buchstäblich als abhängig von künstlicher Gebäudeheizung zu betrachten. Aufgrund des intensiven Gebrauchs künstlicher Heizung haben es viele Menschen verlernt, sich auf eine größere Vielfalt bei den Raumklimaverhältnissen einzustellen; sie können es sich kaum vorstellen oder es kommt für sie kaum mehr in Frage, auf niedrige (Innenraum-)Temperaturen, anstatt wie gewohnt mit dem sofortigen vollen Aufdrehen des Heizungsthermostats, anders oder auch nur einmal (wieder) in etwas geringerem Maße als sonst üblich zu reagieren (vgl. Chappells und Shove 2005: 38). Künstliche Gebäudeheizung ist nunmehr zu einer essentiellen Praktik geworden, die nicht mehr aus dem Alltag wegzudenken ist und auf die nicht mehr vollständig verzichtet werden kann.

Insgesamt lässt sich daraus folgern, dass ausreichende Raumwärme ein wichtiges Bedürfnis von in (modernen) Gebäuden wohnenden Menschen ist und dass das alltägliche Wohnraumheizen somit (vorläufig) weiterhin eine zentrale, relevante Tätigkeit im Alltag der Menschen sein wird. Daher erscheint das alltägliche Heizgeschehen (zumindest zum jetzigen Zeitpunkt) nur in begrenztem Maße transformierbar. Das heißt, Veränderungen – auch sehr große bzw. gravierende – bei den einzelnen in das alltägliche Heizgeschehen involvierten Komponenten sind möglich und gut vorstellbar, wie etwa die weitgehende Umstellung der Beheizung von fossilen auf regenerative Energieträger. Allerdings sind genauso deutliche Kontinuitäten im privaten Heizen zu erwarten, wie beispielweise, dass der Grad an Technisierung und Automatisierung weiter zunehmen wird, Heizen also in Zukunft in noch stärkerem Maße von Technik abhängen und an Technik delegiert wird als dies bereits heute der Fall ist.

Dadurch, dass zusätzliche künstliche Gebäudebeheizung vielerorts an zahlreichen Tagen des Jahres erforderlich ist und Heizen demnach von vielen Menschen regelmäßig praktiziert wird, stellt es eine soziale Routine dar. Einmal bewusst erlernt, sorgt die dauernde Betätigung im Heizen dafür, dass die entsprechenden dazugehörigen Aktivitäten in hohem Maße

routinisiert sind (vgl. Wilk 2009). Das heißt, Menschen, die Heizen eine Zeit lang öfters ausgeführt haben, die sich regelmäßig oder sogar alltäglich heizend betätigen, haben sich ein routinisiertes Verhaltensmuster antrainiert – deren Gehirn hat ein automatisches Verhaltensmuster zur Meisterrung dieser Aufgabe im Unterbewusstsein abgespeichert.

2.2.3 Heizen – eine geregelte Alltagsroutine

Heizen konnte somit im vorangegangenen Teilkapitel als essentielle Praktik beschrieben werden. Demnach handelt es sich beim Heizen weder um eine reine Willensfrage oder ideologische Entscheidung, noch stellt Heizen eine vollkommen freie Wahlhandlung dar. Stattdessen handelt es sich vielmehr um eine mehr oder weniger notwendige Routineaktivität. Dass Wohngebäude in Nord- und Mitteleuropa zumindest während der so genannten ‚Heizperiode‘ – der Zeitraum, in dem die Heizanlage in Betrieb genommen werden muss, um die Innenraumtemperatur auf mindestens 18 Grad Celsius zu halten – beheizt werden (müssen), ist rechtlich geregelt. So haben in Deutschland Mieter*innen einer Wohnung mit Zentralheizung nicht nur ein gesetzlich verankertes Recht auf Wärme; gleichzeitig sind sie auch verpflichtet, die von dem bzw. der Vermieter*in bereitgestellte Heizleistung abzunehmen.²⁹ Ist ein*e Mieter*in hierzu beispielsweise aus wirtschaftlichen Gründen nicht in der Lage, so kann er bzw. sie zwar

29 Während es derjenigen Person, die ein Eigenheim bewohnt, freisteht, ihre Heizung ganzjährig auf vollste Stärke einzustellen oder auf Beheizung ganz zu verzichten, haben Mieter*innen ein gesetzlich geregeltes Recht auf Wärme. Im Mietrecht ist die ‚Heizperiode‘ für Deutschland klar vorgeschrieben: sie gilt allgemein vom 01. Oktober eines Jahres bis zum 30. April des Folgejahres (Urteil des LG Düsseldorf BI/GW 55, 31; Urteil des AG Düsseldorf ZMR 56, 332), und zwar unabhängig davon, wie hoch die Außentemperatur ist. In dieser Zeit muss die Heizanlage durch den bzw. die Vermieter*in wieder vollständig angeschaltet werden und er bzw. sie muss sicherstellen, dass von der mietenden Person tagsüber eine durchschnittliche Raumtemperatur von 20 bis 22 Grad Celsius generell tatsächlich erreicht werden kann. Nachts darf die Heizanlage nur so weit gedrosselt werden, dass in den Räumlichkeiten immer noch eine Temperatur von mindestens 18 Grad Celsius herrscht.

Die Heizperiode ist zusätzlich temperaturabhängig. Auch außerhalb der offiziellen Heizperiode trifft den bzw. die Vermieter*in eine Heizpflicht, und zwar, wenn die Raumtemperaturen tagsüber auch nur zeitweise unter 18 Grad Celsius fallen und abzusehen ist, dass diese Kälteperiode länger als einen Tag andauern wird. Sinken die Temperaturen in der Wohnung auf tagsüber unter 16 Grad Celsius, so muss die zentrale Sammelheizung sofort in Betrieb genommen werden,

auf eine Beheizung der Wohnräume verzichten – im Gesetz sind keine konkreten Raumtemperaturen vorgeschrieben. Allerdings hat der bzw. die Mieter*in grundsätzlich dafür Sorge zu tragen und zumindest in dem Maße zu heizen und zu lüften, dass keine Schäden an der Wohnung oder am Gebäude entstehen (z.B. Einfrieren der Wasserrohrleitungen, Schimmel oder Schäden durch Feuchtigkeit). Auch ist es dem bzw. der Mieter*in grundsätzlich nicht gestattet, die Wohnung eigenmächtig und gegen den Willen des bzw. der Vermieter*in auf eine andere Art und Weise, zum Beispiel durch Einzelöfen zu beheizen.³⁰ Wie und in welchem Ausmaß geheizt wird, ist also nicht zwingend festgelegt. Welche Art des Heizens sich in bestimmten sozio-kulturellen und rechtlichen Kontexten als gängige Praxis herausbildet, hängt zusammen mit den materiellen und sonstigen Gegebenheiten vor Ort und verfügbarer Technologie, sowie mit Geschichte, Kultur und vorherrschenden gesellschaftlichen Konventionen – entscheidend sind die spezifische Zusammensetzung und das Zusammenspiel der beteiligten Elemente sowie der jeweilige sozio-kulturelle Gesamtkontext, in dem Wohnraumheizen stattfindet und betrachtet wird (vgl. Walker et al. 2014: 1f).

Eine warme Wohnung erscheint den allermeisten Menschen in Europa heute so selbstverständlich wie eine Toilette mit Wasserspülung. Während früher und noch deutlich bis ins 20. Jahrhundert hinein große Mengen an

da hier der Gesetzgeber die Grenze zur Gesundheitsgefährdung bereits als überschritten sieht (Urteil des LG Kassel WM 64, 71). Da die Innentemperaturen aber auch stark von den individuellen Wohngewohnheiten und vom Heiz- und Lüftungsverhalten des bzw. der jeweiligen Mieter*in abhängen, erscheint es sinnvoll, sich wie das Amtsgericht Uelzen auf den objektiven Wert der Außentemperatur zu beziehen. Dieses hat in einem Urteil aus dem Jahr 1986 (AG Uelzen WM 86, 212) entschieden, dass die volle Heizleistung auch außerhalb der Heizperiode gewährleistet sein muss, wenn die Außentemperatur für einen Zeitraum von mindestens drei Tagen weniger als 12 Grad Celsius beträgt. Die Vorschriften bezüglich der Raumtemperaturen, die mindestens zu erreichen sind, werden in der DIN 4701 festgehalten. Die dort aufgeführten Mindesttemperaturen dürfen grundsätzlich nicht unterschritten werden.

Mieter*innen müssen eine Wohnung grundsätzlich nicht beheizen, sie haben keine Heizpflicht. Allerdings müssen sie dafür sorgen, dass die Wohnung frostfrei bleibt und keine Wasserrohre einfrieren können. Sie sind also verpflichtet, die Wohnung zumindest so minimal zu heizen und zu lüften, dass keine Schäden etwa durch Schimmelbildung oder Feuchtigkeit am Gebäude entstehen können (vgl. Mietrechtslexikon.de – Redaktion 2014*; Deutscher Mieterbund e.V. (dmb) o.J.*).

30 Vgl. Online-Redaktion von mietrecht-lexikon.net o.J.*: „Zentralheizung (Miete)“ (pdf-Dokument).

Holz, Kohlebriketts oder Koks zur Befeuerung von Kamin oder Kachelofen herangeschafft werden mussten, genügt heutzutage ein Drehen am Heizkörperthermostat, um in kurzer Zeit eine als behaglich empfundene Wärme im Raum zu erreichen. Selbst bei Minusgraden können heutzutage durch moderne Heizungstechnologie Innenraumtemperaturen weit über 20 Grad Celsius erreicht werden. Und dies hat sich als gesellschaftliche Konvention etabliert: So ist es heutzutage ‚normal‘ und weit verbreitet, dass Innenräume im Winter auf 22 Grad Celsius oder mehr beheizt werden (vgl. Shove 2004a: 121; Chappells und Shove 2005) Diese Entwicklung zur heute gängigen Praktik des Heizens mittels moderner Zentralheizung auf etwa 22 Grad Celsius Raumtemperatur dauerte allerdings viele Jahrhunderte. Die gesellschaftlichen und technischen Entwicklungsschritte, die sich bis dahin ereigneten, sind Thema des nächsten Teilkapitels.

2.2.4 Die Bedeutung der Entwicklungsgeschichte häuslicher Heizung

Für diese Arbeit ist es sowohl in theoretischer als auch empirischer Hinsicht relevant, die historische Entwicklung des Heizens zumindest in groben Zügen zu kennen. Zwar handelt es sich bei sozialen Praktiken immer um ein Geschehen, das sich „im Hier und Jetzt konkreter Gegenwarten vollzieht“ (Schmidt 2012: 51). Diese gegenwärtigen Ereignisse tauchen jedoch nicht ‚einfach so‘ aus dem Nichts auf, sondern sie haben immer schon Vorläufer, knüpfen immer an bereits vergangene Aktivitäten an. Soziale Praktiken sowie ihre Wissensgrundlagen haben eine jeweils eigene irreduzible Geschichte (vgl. Reckwitz 2004: 323), die kontinuierlich im praktischen Vollzug aktualisiert wird – soziale Praktiken sind stets historisch gewachsen. So betont Schmidt, dass mit dem Konzept der Praktiken „ein zeitliches Kontinuum [bezeichnet wird:] die Teilnehmerinnen befinden sich in einem Strom sich entfaltender Aktivitäten. Diese Aktivitäten folgen als Jetztzeiten sequentiell aufeinander“ (Schmidt 2012: 52). Dementsprechend können soziale Praktiken, so erläutert Schmidt weiter, „erst *ex post* – und indem über ihren gegenwartsbasierten Ereignischarakter hinweggesehen wird – in ihrer charakteristischen Verlaufsbahn (*trajectory*) beschrieben werden“ (ebd., Hervorh. im Original). Nimmt man die Gegenwart als Ausgangspunkt, so lassen sich „[d]ie spezifischen Beziehungen, die soziale Praktiken zur Vergangenheit und zur Zukunft unterhalten“ (ebd.: 54), anschaulich beschreiben: „In ihrem gegenwartsbasierten Vollzug fungiert immer auch Vergangenes; es wird vergegenwärtigt, und zugleich wird dadurch Zukünftiges präformiert“ (ebd.). Diese Kontinuierungsar-

beit, also die Tatsache, dass Aktivitäten nicht nur zeitlich aufeinanderfolgen, sondern auch sinnhaft aneinander anknüpfen, wird insbesondere von den Träger*innen von Praktiken erbracht: den beteiligten Körpern und den materiellen Artefakten. „Durch die Mitwirkung dieser gegenständlichen und körperlichen Speicherformen und Trägerschaften wird die in sie eingegangene Geschichte aktualisiert“ (ebd.: 54f). Demnach beeinflusst die über die Trägerschaften in Praktiken immer auch präsente Vergangenheit nicht nur die Praxisgegenwart, sondern von ihr hängt zu einem gewissen Grad die Richtung zukünftiger Verläufe ab (vgl. ebd.: 55).

Demzufolge gilt auch für das Heizen, dass es sich um eine geschichtlich gewordene Praktik handelt. Ihre Vorgeschichte ist unbedingt in die Analyse miteinzubeziehen, will man gegenwärtige Erscheinungsformen des Heizens interpretieren und einordnen, also angemessen verstehen. Aber auch für die Zukunft des Heizens ist die Kenntnis der besonderen Entwicklungsgeschichte des Heizens unerlässlich: So ist davon auszugehen, dass in und durch vergangene und gegenwärtige Tätigkeitsvollzüge schon teilweise vorgezeichnet ist, wie sich Heizen zukünftig entwickeln wird bzw. kann, ohne dass die weitere Entwicklungsgeschichte des Heizens damit bereits komplett vorbestimmt wäre.

Auch im Hinblick auf das in dieser Arbeit zentrale Thema ‚Praktikewandel‘ sind diese Überlegungen in mehrfacher Hinsicht relevant: Über Wissen zu verfügen, wie sich Wandel im Heizen in der Vergangenheit vollzogen hat, kann sehr aufschlussreich sein, um erstens die gegenwärtige Situation des Umbruchs besser verstehen und deuten zu können. Ist ein neuer, abweichender, etwa in Richtung mehr Nachhaltigkeit weisender Pfad beim Heizen bereits eingeschlagen? Oder wird weiterhin an den altbekannten, etablierten Heizformen und -techniken festgehalten? Zweitens kann das Wissen von vergangenen Veränderungen und Umbrüchen im Heizen hilfreich sein, um daraus abzuleiten, welche gesellschaftlichen Trends Veränderungen im Heizen hin zu mehr Nachhaltigkeit möglicherweise begünstigen (vgl. Wilhite und Lutzenhiser 1999: 286); oder womöglich lässt sich aus der Vergangenheit lernen, welche politischen Entscheidungen es braucht, um die vermehrte Reproduktion und weitere Verbreitung bereits bestehender Heizpraktiken mit nur geringen negativen Auswirkungen für Umwelt und Klima zu befördern (vgl. Shove 2012: 110f).

Welches sind interessante und relevante Trends im Heizen, die bereits in der Vergangenheit angelegt sind oder die womöglich wichtige historische Vorläufer haben, an die sich eventuell anknüpfen lässt? Unter welchen Umständen kam es bereits früher zu zentralen Veränderungen oder Umbrüchen im Heizen? Aus welchen, bereits in der Vergangenheit gemachten

Fehlern lässt sich für die Zukunft lernen? Wie und wohin wird sich das Heizen vor dem Hintergrund vergangener Umgestaltungen zukünftig höchstwahrscheinlich entwickeln? – All diese Fragen verdeutlichen noch einmal, wie wichtig für das Verständnis der Gegenwart die Kenntnis der Vergangenheit ist. Deshalb folgt nun als Nächstes ein Überblick über die Verlaufsgeschichte des alltäglichen Wohnraumheizens. Im Anschluss wendet sich diese Arbeit wieder gegenwärtigen Erscheinungsformen des Heizens zu – diesmal allerdings vor dem erhellten Hintergrund vergangener Heizentwicklungen.

2.2.4.1 Geschichte des Heizens

Das Erwärmen von ganzen Gebäuden oder von einzelnen Räumen in Gebäuden hat eine lange Geschichte. Noch weit bis ins Mittelalter hinein wurden die meisten Häuser lediglich durch ein offenes Feuer beheizt. Um 1900 heizte man in westlichen Industrieländern die Häuser vor allem aus Kostengründen noch bevorzugt mittels Kamin und Kachelofen, welche mit Holz bzw. Kohle befeuert wurden. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg, mit der gleichzeitigen Umstellung von Festbrennstoffen auf Öl und Gas, verbreiteten sich Zentralheizungen in westlichen Industriestaaten (vgl. Schwartz Cowan 1976: 7). In den späten 1960er Jahren setzten sich Warmwasser-Zentralheizungen auch in den deutschen Wohnungen durch. Bis heute ist dies die gängige Form der Gebäudeerwärmung in deutschen Haushalten, Gas- und Ölheizungen sind nach wie vor weit verbreitet (vgl. Clausnitzer 2014: 30). Im Folgenden soll dargestellt werden, wie es dazu gekommen ist, dass Wohnraumheizen mittels Gas- oder Ölzentralheizung in den 1970er Jahren zur konventionellen Art des Heizens in deutschen Privathaushalten geworden ist.

Um die Etablierung dieser Normalität zu erklären, erscheint es hilfreich, analytisch zwischen den materiellen, konventionellen sowie kultur- bzw. zeitgeschichtlichen Dimensionen des Heizens zu unterscheiden; wohl wissend, dass in der Praxis die verschiedenen beteiligten Komponenten in permanenter Wechselwirkung stehen und stets eng miteinander verflochten, eben immer zeitgleich in und zu einer einheitlichen Praktik integriert sind. Wenn das heutzutage typische Heizen in seiner gegenwärtigen Erscheinungsform erklärt werden soll, dann sind die Beziehungsverhältnisse zwischen den Dimensionen zu theoretisieren. Im Folgenden soll deshalb verdeutlicht werden, wie die Elemente zu unterschiedlichen Zeitpunkten jeweils spezifische Verbindungen eingegangen sind.

Die Geschichte des Heizens soll gegenstandsbezogen als eine Geschichte von ständigen Innovationen in der Befeuerungs- und Heizungstechnik, von Neuentwicklungen im Anlagenbau der Wärmeverteilung sowie der Versorgung(slage) mit Brennmaterialien erzählt werden. In der vorhandenen historischen Literatur zur Entwicklungsgeschichte des Heizens wird nur begrenzt auf kulturelle Aspekte, soziale Konventionen und Bedeutungen eingegangen; dies auch, weil die Geschichtsschreibung schon immer stark auf die Herrschenden konzentriert war und alltägliche Praktiken von ‚gewöhnlichen‘ Menschen kaum in den Blick genommen hat. Allerdings lässt sich die Geschichte des Heizens gut anhand von materiellen Artefakten nachvollziehen, die als gegenständliche Speicherformen und Trägerschaften sozialer Praktiken begriffen werden können (vgl. Schmidt 2012: 55–69). Wo dies aufgrund der Quellenlage möglich ist, werden betreffende kulturgeschichtliche Entwicklungen, soziale Konventionen und entsprechende Sinnzuschreibungen sowie deren Wandel mit in die Darstellung einbezogen.

Das offene Feuer als erste künstlich-direkte Heizung

Lange Zeit ist Heizen eine aufwendige und schmutzige Angelegenheit gewesen. Über viele Jahrtausende und bis ins Mittelalter hinein waren Lagerfeuer bzw. offene Feuer die einzige Form künstlicher Heizung, die den Menschen zum Beheizen ihrer Behausung zur Verfügung stand (vgl. Loewer 1968: 1; Roberts 1995: 773). Das meist in der Raummitte platzierte offene Feuer – bei der Feuerstelle handelte es sich meistens um ein einfaches Loch im Boden in der Mitte des Raumes, das mit Steinen umrandet wurde – verrußte die Innenraumluft stark (vgl. Recknagel 1915: 76). Ein weiterer Nachteil des offenen Feuers bestand darin, dass es nur so lange wärmte, wie es tatsächlich brannte und die Wärme verflüchtigte sich schnell in alle Richtungen. Das heißt, die Energieeffizienz dieser Heizmöglichkeit war äußerst dürftig. Darüber hinaus strömte und strahlte die Wärme nur in die unmittelbare Umgebung aus, weshalb es nur in dem Raum warm wurde, in dem sich die Feuerstelle befand. Dementsprechend wurde das wärmespendende Feuer, das meist gleichzeitig auch Kochstelle war, zum Mittelpunkt des häuslichen Lebens; und das blieb es viele Jahrhunderte.

Die römische Fußbodenheizung – der erste ‚Vorläufer‘ der modernen Zentralheizung

Im ersten Jahrhundert vor Christus entwickelte der Römer Gaius Sergius Orata ein kompliziertes Heizsystem, das als frühe Form einer Fußboden-Zentralheizung angesehen werden kann (vgl. Roberts 1995: 773). Die so genannte Hypokausten-Heizung fand im römischen Reich und seinen nördlichen Provinzen zuerst und vor allem in öffentlichen Thermen Verwendung. Später ließen einige reiche Römer*innen und Griech*innen einzelne Räume ihrer (Land-)Villen mit diesem aufwendigen und komfortablen Heizungssystem ausstatten (vgl. Loewer 1968: 2).³¹ Es gab dreierlei Arten von Hypokausten-Heizsystemen: 1) die reine Fußbodenheizung, 2) eine Fußboden-Wand-Heizung und 3) eine Warmluftheizung, bei der die warme Luft über Löcher im Fußboden direkt in den Raum gelangte (vgl. Roberts 1995: 773). Die Konstruktion bestand aus einem Brennofen, einem unter dem Fußboden liegenden Hohl- bzw. Heizraum sowie Abzügen für die heiße Luft und die Rauchgase. Der Hohlraum entstand dadurch, dass Türmchen von Ziegelplatten den Fußboden (Estrich) trugen (vgl. Bean et al. 2010: 50). Bei dieser ‚Warmluftheizung‘ wurde zunächst die Luft in einem separaten, außerhalb des Hauses gelegenen zentralen Brennofen (Heizkammer) auf ca. 250 Grad Celsius erhitzt. Die aufsteigende Warmluft wurde dann über Tonrohre in einen Zwischen- bzw. Hohlraum unterhalb des Fußbodens (Hypokaustum) und/oder in Hohlziegel der Raumwände geleitet. Von dort aus erwärmte die durchströmende Luft die Bodenplatte und/oder die Wände, die einen Teil der Wärme in die darüber liegenden bzw. eingeschlossenen Räume abgaben und diese somit erwärmten (vgl. Faber 1957: 70; Loewer 1968: 2). Als massive Wärmeträger, die mit warmer Luft durchströmt und dadurch erwärmt wurden, dienten vor allem Fußböden oder Wände, die aber im Vergleich zu einem Heizkörper nur eine deutlich niedrigere Oberflächentemperatur erreichten. Auf dem Fußboden erreichte man auf diese Weise ungefähr 35 Grad, im Raum etwa 21 Grad Celsius. Allerdings dauerte es mehrere Tage bis ein Raum auf diese Temperatur erwärmt war. Demnach war die Energieeffizienz dieses Heizsystems eher gering, der Brennstoffverbrauch dafür aber entsprechend hoch (vgl. Roberts 1995: 773f). Mit der Hypokausten-Heizung verband sich unter anderem der Vorteil, dass die Luft in den Wohnräumen sauber blieb, da die Verbrennungsgase über Rohre und Schächte

31 Die Bezeichnung Hypokauste bzw. Hypokaustum (Singular) stammt aus dem Griechischen und setzt sich zusammen aus hypo = von unten und kaein = brennen. Es bedeutet so viel wie ‚Heizen von unten her‘/ ‚von unten beheizt‘.

in den Wänden nach draußen strömten, nachdem sie ihre Wärme an die Wände und Pfeiler abgegeben hatten (vgl. Faber 1957: 70). Darüber hinaus war das Hypokaustum durch einen besonderen Frischluftkanal mit dem Freien verbunden, durch den man der durch den Feuerraum einströmenden heißen Luft kalte Luft zumischen konnte – diese Heizung ließ sich also bereits regulieren (vgl. Recknagel 1915: 80f). Recknagel schreibt hierzu:

„Die Einrichtung [also die Hypokaustenheizung, JM] stand ohne Zweifel auf einer sehr hohen Stufe. Man war in der Lage, den angestrebten Zweck der Raumheizung gleichzeitig mit guter Lüftung zu erreichen.“ (ebd.: 81)

Einen kleinen Nachteil hatte die Hypokaustenheizung laut Recknagel jedoch: Zu ihrer Befeuerung musste Holzkohle verwendet werden, weil sich andernfalls unangenehm riechender Glanzruß gebildet hätte. Dies hatte zur Folge, dass „[d]er Betrieb teuer [wurde], da der mit der Heizung verbundene reichliche Luftwechsel sowohl als auch die Herabsetzung des Wirkungsgrades der Feuerung gegenüber der Heizung mit Feuerbecken viel Holzkohlen erforderte“ (ebd.: 81).

Mit dem Untergang des Römischen Reiches verschwanden allerdings auch die meisten technischen Einrichtungen der Römer*innen, so auch ihre anspruchsvollen Heizvorrichtungen. Recknagel zufolge haben die von den Römer*innen entwickelten Hypokaustenheizsysteme den German*innen nicht als Ausgangspunkt für ihre Heizanlagen gedient (vgl. Recknagel 1915: 82), sondern man findet bei ihnen in den ersten Jahrhunderten wieder den Herd mit dem offenen Holzfeuer, als nächste Stufe den Kamin und im 10. Jahrhundert dann die Ofenheizung. Erst viele Jahrhunderte später wurden ähnlich funktionierende Heizsysteme in Ländern wie England und Frankreich entwickelt. Das alte römische Heizungssystem wurde erst im Europa des 18. Jahrhunderts wieder neu entdeckt (vgl. Bruegmann 1978: 144; Roberts 1995: 774).

Die Feuerstelle wird zum Kamin

Ab dem 8. Jahrhundert entwickelten sich im Laufe der nächsten Jahrhunderte aus der offenen Feuerstelle die unterschiedlichsten Öfen und gemauerten Herde. Diese ersetzten schließlich zunehmend die offene Feuerstelle und verlegten sie von der Mitte des Raumes in eine Wandnische. Immer häufiger wurden Häuser mit Holzfußböden ausgestattet, so dass offene Feuerstellen eine ständige Brandgefahr bedeuteten. So entstand die Idee des gemauerten Herdes aus der Absicht heraus, diese Gefahr zu reduzieren. „Die ersten Öfen dieser Art wurden im frühen Mittelalter aus gebrannten

Hohlziegeln oder aus Lehm gebaut“ (Loewer 1968: 3). Von nun an konnte das Feuer in einem geschlossenen Behälter entzündet werden, der für die Erwärmung des Raumes sorgte. Diese gemauerten Öfen wurden im 13. und 14. Jahrhundert zu dem noch heute bekannten Kachelofen verbessert.

In Europa kam zwischen dem 10. und 12. Jahrhundert der Kamin(ofen) auf – eine Heizungsart, bei der das Feuer sowohl an den Seiten als auch von hinten durch einen Rauchabzug umbaut wurde. War der Rauch der offenen Feuerstelle bis dahin einfach über ein Loch im Hausdach ins Freie entlassen worden, wurde aufgrund der sich langsam durchsetzenden mehrgeschossigen Bauweisen eine andere Handhabung erforderlich: Das Feuer musste an die Wand des Raumes rücken und wurde mit einem Kamin verbunden. Die Erfindung des Kamins veränderte schließlich grundlegend, wie Familien ihre Häuser heizten. Waren Häuser bis dahin stets verraucht gewesen, sorgte nun die neue Kamintechnik für sauberes Heizen in den Wohnräumen: Die Luft wurde vom Kamin aus dem Raum ins Feuer gezogen und die Abluft bzw. der warme Rauch wurde dann über einen Rauchfang und einen Schornstein direkt nach draußen geleitet (vgl. Roberts 1995: 774). Mit der Kamintechnik wurde es möglich, auch auf mehreren Etagen Feuer zu betreiben, also mehrere Ebenen zu beheizen, und dennoch den Raum frei von Rauchgas zu halten – ein bedeutender Schritt nicht nur im Hinblick auf den Wohnkomfort, sondern auch für die Sicherheit. Im Zuge dessen wurde auch ‚richtiges‘ Lüften wichtig, damit der Kamin gut arbeitete.

Zwar machte die Kamintechnik die Luft der Wohnräume erträglich; allerdings ging dabei, obwohl der Kamin schon eine deutlich höhere Heizleistung und bessere Wärmespeicherung als die offene Feuerstelle erzielte, immer noch ein Großteil der erzeugten Wärme verloren. Grund hierfür war: Kamine wurden bis ins ausgehende Mittelalter – bis man effizientere Baumaterialien entdeckte und bessere Bautechniken entwickelte – von dicken Steinen umringt, die kaum Wärme aufnehmen und abgeben konnten. Die Hitze wurde demnach nur über das Feuer selbst abgestrahlt. Dies machte es notwendig, in jedem Raum Kamine – und damit auch entsprechend komplexe Rauchabzugsnetzwerke – zu bauen; bis im 14. Jahrhundert dann die ersten Kachelöfen entstanden. Oftmals reichte „die mäßige einseitige Wärmeabgabe des üblichen Kamins“ (Faber 1957: 67) in strengen Wintern gar nicht aus, um das Zimmer angenehm und gleichmäßig zu erwärmen, so dass der Kamin manchmal durch andere zusätzliche Heizanlagen wie Einzelöfen unterstützt werden musste.

Ungeachtet der genannten Vorteile der damals neu entwickelten Kamin-technik benötigten gemauerte Rauchschröte bzw. Schornsteine hierzulande noch bis zum 15. Jahrhundert, bis sie großflächig verbreitet waren.

Trotz ihrer für das mitteleuropäische Klima schon damals häufig zu geringen Wärmeleistung erfreuen sich Kaminöfen in Deutschland heute noch wie damals großer Beliebtheit. Dies hat vor allem ästhetisch-dekorative Gründe: das lodernde Kaminfeuer steht nach wie vor sinnbildlich für (häusliche) Gemütlichkeit (vgl. Faber 1957: 65ff):

„So anheimelnd das flackernde Kaminfeuer mit seinem wechselnden Flammenspiel, den knisternden funkensprühenden Holzscheiten, seinem trautlichen Lichtkreis im Raum sein mag, eine so schöne Augenweide und gemütlicher Platz zum Plaudern und Träumen in der Dämmerstunde, so schlecht heizt der Kamin, so völlig unzureichend ist er in feuerungstechnischer Hinsicht.“ (ebd.: 67)

Kachel- und Eisenöfen entstehen

Als Nachfolger des im Haus eingebauten Back- bzw. Küchenofens entstand der Kachelofen. Neben dem Kamin wurde der Kachelofen ab dem 13. Jahrhundert zu einer zweiten, ähnlich üblichen Art des Heizens (vgl. Loewer 1968: 3). Im Unterschied zum Kamin, der von dicken Steinen umringt war, die kaum Wärme speichern und abgeben konnten, waren die neu entstandenen Kachelöfen mit gebrannten Steinen ummauert, die viel Hitze abgaben. Die einzelnen Ofenkacheln wurden aus einer speziellen Tonmischung gefertigt, die über eine große Wärmespeicherfähigkeit verfügte. Damit erreichte man, dass die beim Verfeuern von schnell niederbrennenden Festbrennstoffen wie Holz oder Holzkohle kurzzeitig anfallende große Wärmeenergiemenge von den massigen Kacheln zunächst aufgenommen wurde. Anschließend gaben die Kacheln diese gespeicherte Wärme dann über einen längeren Zeitraum in den zu beheizenden Raum ab. Hierzu lässt sich festhalten: „Bis zum 14. Jahrhundert war der Ofen nur für das niedere Volk, von da ab wurden auch in den Burgen architektonisch ausgebildete Kachelöfen verwendet“ (Recknagel 1915: 83).

Der Kachelofen fand insbesondere im nördlichen Deutschland und in Skandinavien weite Verbreitung bzw. überall dort, wo ein gemäßigtes bis kühles Klima vorherrscht (vgl. Roberts 1995: 775).³² Im Süden Deutschlands und im Rest Europas verbreitete sich eher der Eisenofen. Durch die

32 Vgl. de.wikipedia.org, Artikel zum Thema ‚Kachelöfen‘, zuletzt aktualisiert am 05.01.2018, zuletzt geprüft am 06.08.2018.

Erfindung der Eisengusstechnik wurde im 15. Jahrhundert die Entwicklung von geschlossenen Eisenöfen möglich. Die ersten eisernen Öfen waren aus mehreren gusseisernen und meist reichlich verzierten Platten zusammengesetzt und verfügten häufig über einen steinernen Aufsatz, welcher deutlich besser als das Metall die Wärme speichern konnte (vgl. Loewer 1968: 3).

Die ersten Feuerungen von Kamin und Kachelofen bestanden aus einfachem Holz, später benutzte man eher Kohle oder Koks zur Befuerung. In der Mitte des 18. Jahrhunderts wurde Holz von Kohle als beliebtester Brennstoff abgelöst. Wegen ihres aufwendigen Heizstils hatten schon die Römer*innen die um Siedlungen liegenden Wälder weitestgehend gerodet. Im 16. Jahrhundert wurde Holz in Europa zu einem knappen Rohstoff. Diese Entwicklung hatte ihre Ursachen nicht nur im stetigen Bevölkerungszuwachs, sondern auch in dem in dieser Zeit einsetzenden Entdeckungsdrang und den dafür benötigten Schiffen. „Die immer drängendere Holznot hatte schließlich dazu geführt, sich nach einem anderen Brennstoff für Gewerbe und Haushalt umzutun“ (Faber 1957: 208). Alternativen für das mehr und mehr zur Neige gehende Holz fand man in Form der zuvor als minderwertig angesehenen Stein- und Holzkohle. Damals war Kohle noch leicht verfügbar: viele Kohleflöze ragten an die Erdoberfläche. Doch je mehr diese anfangs noch leicht zugänglichen Lagerstätten ausgebeutet wurden, in desto tiefer liegende Gesteinsschichten musste man vordringen. Damit steht die Geschichte der Heizung auch in engem Zusammenhang mit der des Bergbaus.³³ Darüber hinaus erschien Kohle komfortabler, da bei ihrer Verbrennung mehr Wärme produziert werden konnte als bei der Holzverfeuerung.

Der Kamin und der Kachelofen blieben lange, noch bis ins 19. Jahrhundert hinein, die bevorzugten Arten private Wohnräume zu heizen (vgl. Roberts 1995: 775).

Die erneute Entdeckung der Zentralheizung im 18. Jahrhundert

Nach dem (zeitweiligen) Verschwinden der Hypokausten-Heizung zusammen mit dem Untergang des Römischen Reichs wurde die Technologie der Zentralheizung in Europa erst im 18. Jahrhundert wieder bzw. neu entdeckt. Wie bereits erwähnt, diente das anspruchsvolle Heizprinzip der

33 Vgl. o. A. 2000–2018*: www.wissen.de/heizung-eine-brennend-heisse-geschichte (Online-Artikel auf [wissen.de](http://www.wissen.de) – das Wissensportal von bild der wissenschaft), zuletzt geprüft am 06.08.2018.

Römer*innen hierbei nicht als Vorbild (vgl. Recknagel 1915: 82). Und erst im frühen 19. Jahrhundert wurden Zentralheizungen erneut verstärkt in Betrieb genommen.

Die ersten Zentralheizungssysteme neueren Typs wurden hauptsächlich während der Industriellen Revolution, also in der zweiten Hälfte des 18. und im (frühen) 19. Jahrhundert in England und Frankreich entwickelt (vgl. Loewer 1968: 3). Es gab drei grundlegende Verfahren, auf denen moderne Gebäudezentralheizungen im Wesentlichen basierten: auf der Zirkulation von heißer Luft, von (Wasser-)Dampf und von heißem bzw. warmem Wasser (vgl. Bruegmann 1978: 143).³⁴

Dabei ist bemerkenswert, dass diese wiederentdeckten oder neu entwickelten Heizverfahren ursprünglich alle nicht für private Zwecke, das heißt zur Beheizung privater Wohnräume, sondern zunächst für andere, in der Regel für wirtschaftliche Zwecke entwickelt wurden. Nicht die Erhöhung des privaten Wärmekomforts, sondern vielmehr die Aufrechterhaltung, Fortführung oder sogar Erhöhung der Produktion(serträge), etwa von Nahrungsmitteln oder Textilien standen damals bei der neuerlichen Erfindung der Zentralheizungstechnik im Vordergrund. Die Kunsthistorikerin und Architektin Emmanuelle Gallo schreibt in ihrem Buchbeitrag mit dem Titel *„Lessons Drawn From the History of Heating: A French Perspective“* (Gallo 2008) hierzu:

„During the modern period, there was another productive field where new heating methods were experienced long before it was applied in

34 Die Heißluftzentralheizung entwickelte sich aus dem gebräuchlichen geschlossenen Küchen- bzw. Kachelofen. Bruegmann zufolge war dafür lediglich erforderlich, den Ofen nach außerhalb der zu heizenden Räume zu verlegen und stattdessen nur die vom Ofen erwärmte Luft in die Räume strömen zu lassen (Bruegmann 1978: 144). Die Heiß- bzw. Warmluftzentralheizung verwendete die Raumluft als Wärmeträger. Sie erforderte weder besondere Investitionen noch spezielle ingenieurwissenschaftliche Kompetenzen. So wurden in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts etliche solcher Heizungen installiert (vgl. ebd.: 146). Insgesamt fanden Heißluft geführte Heizsysteme in Europa aber nie wirklich großen Anklang (vgl. Nagengast 2001*).

Die Dampfzentralheizung bestand aus einem zentralen Dampferzeuger und einem Rohrleitungssystem, in welchem der heiße Dampf unter hohem Druck zirkulierte. Kohlebefeuerte Kessel lieferten den heißen Dampf, der über aufgestellte Heizkörper somit indirekt in die Räume gelangte und diese hierdurch erwärmte (vgl. Bruegmann 1978: 146f.). In ähnlicher Weise funktionierten die ersten Heiß- bzw. Warmwasser-Zentralheizungen, nur, dass hier statt heißem Dampf tatsächlich das erhitzte Wasser im Rohrleitungssystem und in den daran angeschlossenen Heizkörpern zirkulierte.

living spaces: this is the case of greenhouses. From the early 17th century, there were several types of systems: indirect smoke heating underneath vaults or in hollow walls. At the end of the 18th century and the early 19th century there was also steam heating or hot water heating systems to heat greenhouses. [...] The conservation of exotics [sic!] plants and the production of vegetables or fruit came before domestic comfort. Sometimes in winter, wine froze in glasses inside the Versailles castle, heated by chimneys, while pineapples shrubs were properly heated in the castle`s greenhouses.“ (ebd.: 269f)

Die älteste bekannte Warmwasser-Zentralheizung wurde demnach bereits im Jahre 1716 von dem in England lebenden Schweden Marten Trifvald entwickelt. Jedoch baute er diese, wie erwähnt, nicht in ein Wohnzimmer ein, sondern sie diente der Beheizung eines Gewächshauses im englischen Newcastle (vgl. Roberts 1995: 775f). Auch Dampfzentralheizungen, die eine englische Erfindung sind, wurden anfangs fast ausschließlich in Treibhäusern eingesetzt.³⁵ Später wurde die Dampfheizmethode dann noch in Mühlen und Fabrikräumen eingesetzt, um diese an kalten Tagen zu erwärmen. Dies geschah allerdings ebenfalls nicht aus der (vorrangigen) Absicht heraus, die Behaglichkeit bzw. den Komfort der Arbeiter*innen zu erhöhen, sondern um die Produktion zu erleichtern (vgl. Recknagel 1915: 83; Gallo 2008: 270). Und in ihrem Text zur Entwicklungsgeschichte der Heizung beschreibt Gallo noch ein weiteres anschauliches Beispiel, zu welchen wirtschaftlich-industriellen Zwecken die ersten Heißwasser-Zentralheizungssysteme während der Industriellen Revolution entwickelt wurden:

„In France, during the same period [at the end of the 18th century and the early 19th century, JM], hot water central heating was firstly developed by Jean-Simon Bonnemain (1743–1830). In 1777, this clever man built a system for hatching eggs and rearing chickens artificially. The purpose was clearly to produce chickens throughout the year, and that is what he did until the French revolution.“ (Gallo 2008: 270)

35 Matthew Boulton und James Watt gelten als Pioniere auf dem Gebiet der Dampfmaschinenteknik in den letzten Dekaden des 18. Jahrhunderts. Mit entscheidender Weiterentwicklung und Verbesserung der Dampfmaschine revolutionierte der Engländer Watt im Jahr 1769 die Industriegesellschaft. Fünf Jahre später, so wird berichtet, beheizte er nicht nur seine Fabrikräume, sondern auch sein Wohnhaus in Birmingham mit Dampf (vgl. Faber 1957: 3).

Laut Recknagel stellte diese erste Wasserzentralheizung, die vor allem zum künstlichen Ausbrüten von Hühnereiern diente, „schon in ihrer ersten Ausführung eine sehr vollkommene Einrichtung mit selbsttätigem Temperaturregler dar“ (Recknagel 1915: 84). Allerdings, so merkt er kritisch an, hatte sie auch „nur einen einzigen aus fortlaufenden Rohrschlangen gebildeten Heizkörper mit Wärme zu versorgen“ (ebd.). Erst im Jahre 1819 errichtete der Pariser Marquis de Chabannes, der als einer der französischen Pioniere auf dem Gebiet der Zentralheizungstechnik gilt, die erste Warmwasserheizung für mehrgeschossige Wohngebäude – dies allerdings in London (ebd.). Und laut Gallo unternahm er nach seiner Rückkehr in sein Heimatland nie den Versuch, seine Heizungsinnovationen auch in Frankreich einzuführen (vgl. Gallo 2008: 272).

Dieses nun mehrfach beschriebene Muster in der Entwicklungs- und Verbreitungsdynamik moderner Zentralheizungstechnik in Europa ist im Übrigen auch für den Bereich moderner Klimatisierungs- und Lüftungstechnik in den USA deutlich erkennbar: Gail Cooper zitiert in ihrem Buch *„Air-conditioning America“* (Cooper 1998) Stuart Cramer, einen der Pioniere moderner Klimatisierungstechnik, der während der ersten Dekade des 20. Jahrhunderts nach eigenen Angaben intensiv darum bemüht war, durch die Einführung moderner Raumklimatisierungssysteme in Produktionsgebäuden der Textilindustrie im Süden Amerikas für die besten Bedingungen während der Textilproduktion zu sorgen. Die Kontrolle der Luftfeuchte half demnach, verschiedene Prozesse der Textilienherstellung aus Baumwolle oder anderen Wollgeweben zu erleichtern (vgl. Cooper 1998: 17–23). Demzufolge ging eine umfassendere industrielle Entwicklung von Klimaanlage in den USA ebenfalls vom Produktionsbereich aus, wurden Klimaanlage zuerst nur in Produktionsgebäuden verwendet, bevor sie schließlich auch in Büros, in öffentlichen Gebäuden wie Theatern oder Museen und schlussendlich in privaten Wohngebäuden zum Einsatz kamen (vgl. Gallo 2008: 270). Und genauso wurden (Warmwasser-)Zentralheizungen nach ihrer Erstanwendung im Produktionsbereich zunächst für die Verwendung in öffentlichen Gebäuden weiterentwickelt, bevor die neue Heiztechnik in den Privatwohngebäudebereich diffundierte (vgl. ebd.: 274). Für Gallo machen diese unterschiedlichen Fallbeispiele deutlich, „that [in all these cases, JM] comfort, especially home comfort, never came first“ (ebd.: 271).

Wesentlicher Treiber für die Entwicklung der ersten Zentralheizungssysteme für den Privatbereich im Verlauf des 18. Jahrhunderts war der Wunsch von Adels- und Fürstenhäusern, ihre Häuser mit einer möglichst geringen Anzahl an Feuerstellen optimal zu beheizen. Die neue Art des

Heizens mit heißem Dampf oder warmem Wasser fand demnach zunächst vor allem bei reichen Adelsfamilien Anklang (vgl. Bruegmann 1978: 147). In Deutschland ließen sich ab etwa 1850 einige Fürst*innen und wohlhabende Bürger*innen Dampf- oder Warmwasserzentralheizungen in ihre Schlösser und Villen einbauen. So gründete der Ingenieur Johannes Haag 1843 in Kaufbeuren eine ‚Werkstätte für allgemeinen Maschinenbau und für die Herstellung von Zentralheizungen‘ und kann somit als erster Heizungsbauer Deutschlands gelten. Sein erster Auftrag galt dem baden-württembergischen Hohenzollern-Schloss in Sigmaringen, das somit die erste Heißwasser-Heizanlage, eine Dampfzentralheizung, Deutschlands erhielt (Häußler 2008). Im späten 19. Jahrhundert fand die Zentralheizungstechnik dann Eingang in die bürgerlichen Wohnungen. „But during the entire nineteenth century, the domestic use of central heating was generally delayed“ (Gallo 2008: 273). So stellt Nagengast in der Rückschau fest, dass die Europäer*innen sehr zurückhaltend, ja regelrecht abgeneigt waren, speziell Dampfheizungssysteme in ihren Wohnungen zu verwenden: „A few installations were made, but steam was generally not accepted in Europe for another decade or more“ (Nagengast 2001*). Dies ist zum einen sicherlich auf die grundlegende Skepsis zurückzuführen, mit der Menschen größeren Neuerungen anfangs häufig begegnen. Zum anderen hatten sich die neuen Heizmethoden, insbesondere die mit Heißluft bzw. heißem Wasserdampf, als nicht ganz ungefährlich erwiesen, so dass Nachrichten von verletzten oder sogar getöteten Personen bei Hausbränden infolge von explodierten Heizungsboilern zusätzlich für einen schlechten Ruf moderner Zentralheizungen sorgten (vgl. Gallo 2008: 275).

Ab etwa 1830 begann man die Vorteile von Warmwasser gegenüber heißem Dampf als Wärmeträgermedium zu erkennen: So hat Warmwasser eine viel niedrigere Vorlauftemperatur und damit einen sanfteren Gesamteffekt als Dampf. In weiten Teilen Europas hat sich deshalb Warmwasser gegenüber Dampf als bevorzugtes Heizmethode durchgesetzt – unter anderem aufgrund des hier vorherrschenden gemäßigten Klimas; Heißluft führende Heizsysteme fanden in Europa dagegen nie großen Anklang (The Editors of Encyclopædia Britannica 1998*).

„Schneller als in Deutschland verbreitete sich die Zentralheizung in den USA“ (König 2000: 237). Zwar wurde die neue Zentralheizungstechnik üblicherweise auch von hiesigen technischen Experten wie Ingenieuren schon frühzeitig mehrheitlich befördert und unterstützt. Allerdings zeigten sich damals einige Ingenieure zurückhaltend, insbesondere was den Einsatz von Zentralheizungen im privathäuslichen Bereich anbelangte. So schrieb beispielsweise der Ingenieur Paul Planat in der zweiten Hälfte des

19. Jahrhunderts ausführlich über die weite Verbreitung von Zentralheizungen in amerikanischen Privathaushalten, nahm zugleich aber an, dass diese Technik nicht für den Einsatz in französischen Wohnungen geeignet sei (vgl. Gallo 2008: 274f). Und so dauerte es noch bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts bis die (Warmwasser-)Zentralheizung schließlich auch in Ländern wie Deutschland und Frankreich den Ofen als weitverbreitetste Art des Heizens ablöste. Die Erfindung der effizienteren (Zentral-)Heizung setzte sich in Europa demnach nur langsam durch.

Zwar hatten die Menschen auch schon in den Jahrhunderten zuvor nach mehr (Wohn-)Komfort gestrebt, etwa, dass weniger Rauch aus den Kaminöfen kommt, und sie waren zu dieser Zeit schon bemüht gewesen, die damals verwendeten Brennstoffe Holz und Kohle möglichst sparsam einzusetzen. Jedoch war im Laufe des 19. Jahrhunderts auch bei unteren Bevölkerungsschichten die Anzahl der Räume stetig gestiegen, wodurch sich der Heiz- bzw. Raumwärmebedarf und damit unweigerlich auch der Verbrauch an Brennstoffen immer weiter erhöht hatten. Mit der Zeit waren es einfach zu viele Räume geworden, um jeden mit einem einzelnen offenen Kamin zu beheizen, so dass diese allmählich mehrheitlich durch kleine geschlossene Zimmeröfen (mit einem eigenen, verhältnismäßig kleinen Kaminanschluss) ersetzt wurden. Während Zimmeröfen genauso wie (die ersten) Zentralheizungen mit Kohle befeuert werden konnten, traf dies auf die traditionellen Kamine in der Regel nicht zu (vgl. ebd.: 274):

„Before the 18th century, townhouses had only a few chimneys, some times [sic!] just one. After this period, there was almost one chimney or stove for each room, and this significantly increased the consumption of fuel. At the same time, the master of the house was not the only one to access warmth; the servants began to be interested as well.“ (ebd.: 277f)

„A real evolution in the growth of democratisation of thermal comfort“ (ebd.: 277) ereignete sich in den westlichen Industrieländern allerdings erst im Verlauf des 20. Jahrhunderts – dafür war die Umstellung der Beheizung von Festbrennstoffen auf Öl und Gas entscheidend.

Um Heizkosten zu sparen, blieben viele Haushalte zunächst noch bei Kohle-Einzelöfen. Die Nutzung der Kohle als Hauptbrennstoff war zwar nicht sehr ökologisch: die ersten Kohlekraftwerke verschmutzten durch Ruß und Abgase die Luft und nutzten die im Brennstoff Kohle gespeicherte Energie nur unzureichend aus. Jedoch war Kohle vor Ort in großen Mengen vorhanden und deshalb relativ kostengünstig. Hinzu kam, dass

der Transport von Energieträgern früher deutlich aufwendiger war als heute. Dementsprechend spielten regionale Aspekte, wie das lokale Vorkommen der zur damaligen Zeit hauptsächlich verwendeten Festbrennstoffe Holz, Braun- oder Steinkohle damals eine viel größere Rolle. Beispielsweise heizte man im Ruhrgebiet – einem Ballungsraum mit relativ wenig Waldfläche, aber reichlichen Kohlevorkommen – schon früh viel mit Kohle; hingegen wurde in waldreichen Gegenden wie in Süddeutschland und in vielen ländlichen Gebieten überwiegend mit Holz geheizt.

So ist die Zentralheizung zwar seit dem 18. Jahrhundert bekannt, aber aus oben genannten Gründen ein Luxus, den sich zunächst nur wohlhabende Bürger*innen leisten konnten. Sie blieb zunächst – und so auch während des gesamten 19. Jahrhunderts hindurch – ein seltenes Status- bzw. Luxusobjekt. In den ärmeren Haushalten war dagegen weiterhin, das heißt bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, die dezentrale und damit direkte sowie selektive und temporäre Beheizung von Räumen während der Heizperiode die gängige Praktik.

Neue Impulse für die technische Weiterentwicklung der Zentralheizung im deutschen und allgemein im europäischen Raum gingen von den USA aus, wo sich die Zentralheizung insgesamt deutlich schneller verbreitete als in Deutschland und Europa (vgl. Schwartz Cowan 1983: 89ff): dort gefertigte und patentierte Gussheizkessel und Radiatoren wurden gegen Ende des 19. Jahrhunderts zum neuen Standard; sie lösten die alten Heizkessel und Wärmetauscher ab (vgl. Gallo 2008: 278).³⁶

36 Wie die alltägliche Heizsituation in der breiten Bevölkerung und speziell in den ärmeren Haushalten Deutschlands (sowie in den USA) vor und zwischen den beiden Weltkriegen aussah, beschreibt sehr anschaulich der (Technik-)Historiker Wolfgang König in seinem Buch „Geschichte der Konsumgesellschaft“ (König 2000): „In den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg besaßen die allermeisten Wohnungen eine Heizmöglichkeit. In den winterkalten Klimaten Deutschlands und der USA ließ es sich in Wohnungen ohne Kamin oder Kohleofen schwerlich aushalten. In den Wohnungen der Ärmern beschränkte sich die Heizung allerdings auf einen gußeisernen Herd in einem Raum, das heißt meist auf die Wohnküche. Im Winter bot einzig die Küche wohnliche Wärme, die anderen Zimmer bekamen je nach der räumlichen Lage zur Küche oder zum Kamin ein mehr oder weniger großes Quantum an Wärme ab. In den Schlafräumen krochen die Bewohner unter Decken oder das Federbett, in den Arbeitsräumen arbeitete man sich warm. Problematisch war ein sitzender Aufenthalt im Winter in unbeheizten Räumen. In der Zwischenkriegszeit schafften die beliebten Heizdecken, Heizkissen und sonstige elektrische Heizgeräte einen gewissen Ausgleich. Mit der Zeit dürfte die Zahl der Zimmer in der Wohnung zugenommen haben, ohne daß es hierzu genaue Zahlen gibt. Eine flächendeckende Wärmeversorgung fand aber

Öl- und Gas-Zentralheizung – Standard im 20. Jahrhundert

Anfang des 20. Jahrhunderts setzte sich in Deutschland wie auch in anderen Ländern Europas zunehmend die Warmwasser- gegenüber der Dampfzentralheizung durch (vgl. ebd., vgl. auch The Editors of Encyclopædia Britannica 1998*). Nagengast verweist darauf, dass in Europa Dampfheizungssysteme zum Wohnraumheizen ohnehin nie wirklich beliebt waren, da sie als komplex und laut wahrgenommen wurden und man Explosionen aufgrund des hohen Drucks fürchtete (vgl. Nagengast 2001*). Wohl auch aus diesen Gründen bürgerten sich warmwasserbetriebene Zentralheizungen immer weiter ein. Insbesondere durch den Einsatz von Heizungspumpen fanden Warmwasserzentralheizungen immer weiter Verbreitung. Im Jahre 1920 produzierten die Brüder Buderus – Pioniere im Heizungsbau – die ersten Pumpen-Warmwasserheizungen.³⁷ Diese neue Technik ermöglichte es, auch größere Wohnanlagen mit Warmwasser-Zentralheizungen auszustatten – es entstanden die ersten Etagenheizungen in (neugebauten) Mietshäusern (vgl. König 2000: 237). In dieser Zeit stieg das Kaufinteresse an Warmwasser- und Niederdruckdampfheizungen enorm und immer leistungsstärkere Heizkessel, Heizkörper und Rohrleitungssysteme wurden nachgefragt.

Parallel zur Entwicklung der Kesseltechnik veränderten sich somit auch die Heizkörper. Wie schon bei der Dampfheizung wurden anfangs Rohrschlangen und -register verwendet, danach kamen die schweren, meist aufwendig verzierten Rippenrohrheizkörper zum Einsatz. Mit der (starken) Verbreitung der Warmwasser-Heiztechnik entwickelten sich auch neue

erst mit dem Übergang zur Zentralheizung statt, das heißt in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg“ (König 2000: 236f).

- 37 Anfangs erfolgte die Verteilung der Wärme im Rohrleitungssystem noch alleine durch die Schwerkraft. Man machte sich hier den Dichteunterschied des Wassers bei unterschiedlichen Temperaturen innerhalb des Heizsystems zu Nutze (vgl. Roberts 1995: 776). Eine Schwerkraftheizung benötigt demnach keine Umwälzpumpe. Im Westen Deutschlands wurden Zentralheizungen bis Ende der 1960er Jahre noch regelmäßig als Schwerkraftheizungen ausgeführt. In Ostdeutschland hat man Schwerkraftheizungen sogar noch bis zur Mitte der 1980er Jahre installiert. „Heutigen Ansprüchen an Heizkomfort und Energieeffizienz wird die Schwerkraftheizung allerdings nicht mehr gerecht. Man tauscht sie deshalb beziehungsweise rüstet das Heizsystem um, zumeist in eine Pumpenwarmwasserheizungsanlage.“ (Redaktion von energie-experten.org 2016*, Blog-Artikel zum Thema ‚Schwerkraftheizung‘).

Bauformen für Heizkörper wie etwa Konvektoren, Plattenheizkörper, Strahlplatten oder Fußbodenheizungen.³⁸

Ihren großen Durchbruch erlebte die Zentralheizung in Deutschland aber erst in den Jahrzehnten nach dem Zweiten Weltkrieg. Verschiedene – sowohl wirtschaftliche und technisch- materielle als auch soziokulturelle – Entwicklungen kamen in den Nachkriegsjahrzehnten zusammen, beförderten sich gegenseitig und sorgten im Verbund für den bahnbrechenden Erfolg der Zentralheizung(stechnik): Der Krieg hatte in Deutschland und in weiten Teilen Europas zu verheerenden Zerstörungen geführt. Ganze Städte mitsamt ihren Infrastrukturen waren in den Kriegsjahren dem Erdboden gleichgemacht worden. So furchtbar diese großflächigen Verheerungen für die Menschen auch waren, so hatten sie auch etwas Gutes: Dadurch war es möglich, dass die Infrastrukturen ganzer Innenstädte und Stadtviertel auf einen Schlag erneuert wurden – dazu gehörten auch Gasleitungen und in Neubauten moderne Heizungen.³⁹

Als in den Jahren nach 1945 in Deutschland wie in ganz Europa der große Wiederaufbau begann, nutzten Hauseigentümer*innen und Wohnungsbaugesellschaften die einmalig günstige Gelegenheit, in die neu gebauten Häuser dann auch gleich moderne Heiz(ungs)formen zu integrieren. Mit dem wirtschaftlichen Aufschwung der 1950er und 1960er Jahre stieg in der Bevölkerung zudem auch der allgemeine Wunsch nach höherem Wohnkomfort. „Zusammen mit der entsprechenden Entwicklung der Heizungstechnik führte dies zu einer immer stärkeren Verbreitung der Zentralheizung“ (GMSH 2013: 9). Die erfolgreiche Verbreitung der Zentralheizung begann demzufolge als Europa durch den Krieg weitgehend zerstört war.

Und obwohl solche frühen Formen von Zentralheizungen noch teilweise mit Kohle befeuert wurden, waren die Menschen es zunehmend leid, schwere und schmutzige Briketts heranschleppen zu müssen. So gerieten Festbrennstoffe für Einzelfeuerungsöfen mit jedem weiteren Neubau ins Hintertreffen. Gleichzeitig war mit dem Wiederaufbau der Nachkriegszeit die Möglichkeit dafür gegeben, dass Rohrleitungssysteme für Versorgungsnetze ganz neu verlegt werden konnten. Dadurch war es möglich, ganze Städte mit neuen bzw. oftmals bisher noch nie vorhanden gewesenen Gas-

38 Vgl. www.baunetzwissen.de/standardartikel/Heizung_Standard-Warmwasser-Zentralheizung_161064, zuletzt geprüft am 15.08.2018.

39 o. A. 2000–2018*: www.wissen.de/heizung-eine-brennend-heisse-geschichte (Online-Artikel auf [wissen.de](http://www.wissen.de) – das Wissensportal von bild der wissenschaft), zuletzt geprüft am 06.08.2018.

leitungen auszustatten, über die moderne Zentralheizungen betrieben werden konnten.⁴⁰

Und gleichfalls wurde Öl immer mehr zur wichtigsten Energieressource auf der Welt: Durch die Nachfrage nach Öl als Treibstoff hatte der Krieg die Erschließung unzähliger Ölquellen erforderlich gemacht. Doch nun gewannen die Nebenprodukte der Raffination an Bedeutung. „Allen voran: Heizöl. Als Nebenprodukt der Benzinherstellung war es günstig und bot sich als Heizmaterial für Haushalte an – nicht zuletzt weil es so komfortabel wie Gas war“^{41,42}

Das heißt, nachdem über viele Jahrhunderte fast ausschließlich Holz und Kohle als Heizbrennstoffe gedient hatten, vollzog sich im Laufe des 20. Jahrhunderts eine Umstellung in der Beheizung von Festbrennstoffen auf Öl und Gas nun relativ rasant. Bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts kamen die ersten Öl- und Gasbrennkessel auf den Markt (vgl. Schwartz Cowan 1976: 7). Aber auch (hier) bei dieser Technik – wie schon bei der Umstellung von den Einzelfeuerungsöfen auf die Zentralheizungstechnik

40 Vgl. o. A. 2000–2018*: www.wissen.de/heizung-eine-brennend-heisse-geschichte (Online-Artikel auf [wissen.de](http://www.wissen.de) – das Wissensportal von bild der wissenschaft), zuletzt geprüft am 06.08.2018.

41 o. A. 2000–2018*: www.wissen.de/heizung-eine-brennend-heisse-geschichte (wissen.de Artikel; [wissen.de](http://www.wissen.de) – das Wissensportal von bild der wissenschaft), zuletzt geprüft am 06.08.2018.

42 „Die Wärmeversorgung eines Gebäudes mit dem Energieträger Heizöl hat den großen Vorteil, dass er leicht an jedes Gebäude angeliefert werden kann. Dem steht gegenüber, dass Heizöl vor Ort bevorratet werden muss. Dieser Nachteil relativiert sich allerdings dadurch, dass durch die Speicherung eine gewisse zeitliche Unabhängigkeit vom Ölbezug erreicht wird“ (<https://www.baunetzwissen.de/heizung/fachwissen/brennstoffe/heizuel-161108>, zuletzt geprüft am 15.08.2018).

„Die Versorgung eines Gebäudes mit dem Endenergieträger Gas erfolgt meist durch einen Anschluss des Gebäudes an das Gasnetz des Gasversorgers. Durch diese leitungsgebundene Energieversorgung entfällt eine Speicherung des Energieträgers vor Ort. Der Anschluss an das Gasnetz wird in der Regel über eine Stichleitung zum Haus die von der Hauptleitung hergestellt. [...] Im Gebäude besteht der Gasanschluss im Wesentlichen aus einem Haupt-Absperrhahn, dem Gaszähler und einem Gasdruckregler. Durch den leichten Überdruck strömt das Gas automatisch zum Wärmeerzeuger. Eine Versorgung eines Gebäudes mit Gas hat

neben der Raumersparnis durch den Wegfall der Brennstoffbevorratung noch die Vorteile, dass sich der

Brennstoffverbrauch leicht kontrollieren lässt und dass bei der Verbrennung von Gas relativ wenig CO₂ frei gesetzt wird“ (<https://www.baunetzwissen.de/heizung/fachwissen/brennstoffe/gas-161110>, zuletzt geprüft am 15.08.2018).

– lagen wieder mehrere Jahrzehnte zwischen Markteinführung und allgemeiner Verbreitung.

Zentralheizungen setzten sich vor allem ab den 1960er Jahren durch. Der Anteil, der mit Zentralheizung ausgestatteten Wohnungen stieg von 1960 bis 1970 in der Bundesrepublik von 12 auf 40 %; bis 1991 stieg der Wert auf 79,5 % (König 2000: 238). Kohle verlor als Brennstoff zunehmend an Bedeutung (von 1960 bis 1991 von 80 auf 5 %, ebd.). Mit Heizöl wurde bis 1970 mehr als die Hälfte der Wohnungen in Deutschland beheizt, später sank der Wert etwas ab, da Fernwärme, Elektrowärme und Gas hinzukamen. Gas erreichte 1991 einen Marktanteil von 31 % und lag somit an zweiter Stelle der eingesetzten Energieträger (ebd.). Hintergrund dafür war preiswertes Erdgas aus der Sowjetunion und den Niederlanden. „Die privaten Wohnungen in der Bundesrepublik steigerten bis zur Mitte der 1970er Jahre ihren Anteil am gesamten Energieverbrauch auf etwa 25 %. Am Energieverbrauch der Wohnung besitzt das Heizen einen Anteil von mehr als drei Viertel“ (ebd.; vgl. auch GMSH 2013: 9).⁴³

Die zunehmende Motorisierung des Verkehrs und der verstärkte Einsatz von Ölzentralheizungen, insbesondere ab den 1960er Jahren hatten, neben dem ebenfalls vermehrten Einsatz von Öl in der chemischen Industrie (z.B. zur Herstellung von Kunststoffprodukten), einen stetig steigenden Ölbedarf zur Folge. Und diese Entwicklungen wurden durch den in diesem Zeitraum äußerst niedrigen Ölpreis noch begünstigt. Die Themen Energiesparen und Energieeffizienz „spielte[n] daher politisch auch weiterhin kaum eine Rolle“ (GMSH 2013: 9). Die Ära sehr billiger Energie hatte zudem dazu geführt, dass in den 1950er und 1960er Jahren beim Hausbau praktisch kaum auf eine energiesparende Bauweise geachtet wurde. In den 1960er Jahren stand vielmehr im Vordergrund, Komfortsteigerungen durch automatische Heizungen für flüssige und gasförmige Brennstoffe zu

43 Gallo konstatiert für Frankreich eine ähnliche Entwicklung: „Heating systems burning oil became the modern way of heating even if oil refineries were rather rare in France. We found this energy in several modern buildings in towns or in the countryside, with better energy efficiency and a reduced workforce.“ (Gallo 2008: 278). Und an späterer Stelle führt sie weiter aus: „In 1954, the average lodging with central heating reached 10 %. But this rate was distributed very differently in France. In the country, the average reached 3 %, small towns 12 % and Paris and its suburbs had 26 %. [...]. The rich suburbs of the West of Paris had 50 % of lodgings with central heating. Ten years after World War II, central heating was still rare in France and a sign of special wealth“ (ebd.: 279).

erreichen.⁴⁴ In den 1970er Jahren konnte sich der größte Teil der deutschen Bevölkerung bereits eine Zentralheizung leisten. Parallel zu diesen technisch-ökonomischen Veränderungen kam es auch zu einem deutlichen Wandel bei den gesellschaftlichen Komfortexpectationen, die mit Wohnen, Heizung und Raumwärme zusammenhängen: So stieg mit der Etablierung der Zentralheizung in deutschen Privathaushalten die durchschnittliche Raumtemperatur von 18 auf 22 Grad Celsius (Shove 2004a; Shove 2014: 421).

Exkurs: Fernwärme⁴⁵

Vornehmlich in der Nähe von Industriezentren, in denen viel Hitze etwa in Form von Abwärme aus Industrieprozessen erzeugt wurde, entwickelte sich im Deutschland der Nachkriegsjahre neben der (Gas- und Öl-)Zentralheizungstechnik noch eine weitere Heizform: Fernwärme. Zwar begann „[d]ie Versorgung eines ganzen Stadtviertels per Fernwärme [bereits] in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, erreichte aber erst nach dem Zweiten Weltkrieg relevante Größenordnungen“ (König 2000: 237). Bei dieser Form der Gebäudeheizung wird die (außerhalb der Verbrauchsstätten erzeugte) Wärme in Form von Dampf oder heißem Wasser über wärmeisolierte Rohrleitungen vom Erzeuger oder einer Sammelstelle direkt zu den Verbraucher*innen, das heißt in die einzelnen Haushalte geleitet. Wenn auf diese Weise ganze Städte oder Stadtteile erschlossen werden, spricht man von Fernheizung. Fernwärme versorgt die angeschlossenen Wohngebäude neben Heizung meist auch gleichzeitig mit Warmwasser. Damals wurde das Heißwasser für das Fernwärmesystem vor allem in Kohle- und Ölkraftwerken mit Kraft-Wärme-Kopplung erzeugt und durch einige, ebenfalls fossil befeuerte Heizkessel ergänzt. Auch die Wärmelieferanten in heutigen Fernwärmenetzwerken, Heizkraftwerke und Blockheizkraftwerke, werden häufig noch mit fossilen Brennstoffen betrieben, allerdings werden sie in vielen Fällen auch schon mit Biomasse oder Müll befeuert (vgl. Deutsche Energie-Agentur GmbH (dena) 2016: 41). In modernen Fernwärmesystemen kommen als Wärmequelle immer häufiger erneuerbare Energien zum Einsatz (vgl. Bundesministerium für Wirtschaft und Energie (BMWi) 2017*). Und in Zukunft sollen vorrangig bzw. fast

44 Vgl. www.baunetzwissen.de/standardartikel/Heizung_Standard-Warmwasser-Zentralheizung_161064, zuletzt geprüft am 15.08.2018.

45 Gilt ähnlich auch für Nahwärme, wobei hier abweichend die Übertragung von Wärme zu Heizzwecken nur über relativ kurze Entfernungstrecken erfolgt. Die Übergänge zwischen den Bezeichnungen Fern- und Nahwärme sind fließend.

ausschließlich erneuerbare Energien oder die Abwärme aus Industrieprozessen als Wärmelieferanten dienen.

Bisher konnte sich das Heizkonzept Fernwärme in Deutschland allerdings nicht breit durchsetzen – dies vor allem wegen der nach wie vor unvermeidbaren Wärmeverluste beim Transport der thermischen Energie über die in der Regel erdverlegten Leitungen. Die neueste (vierte) Generation von Fernwärmesystemen, die sich derzeit noch in der Erforschung und Erprobung befindet und ab ca. 2020 großflächig zum Einsatz kommen soll, verspricht hier deutliche Verbesserungen. Aktueller Stand der Forschung ist, dass die Bedeutung von Fernwärme in den letzten Jahren deutlich zugenommen hat und Fernwärmesysteme zukünftig bei einer nachhaltigen Energiewirtschaft eine wichtige Rolle spielen werden (vgl. Bundesministerium für Wirtschaft und Energie (BMWi) 2015b*).

In Deutschland befinden sich die größten Fernwärmenetze zur Wärmeversorgung privater Haushalte zurzeit in Berlin, Hamburg und München. Mit einem Anteil von ca. 98 % Fernwärme am gesamten Wärmemarkt (d.h. Raumwärme und Warmwasserbereitung) gehört Flensburg zu den Städten mit dem höchsten Marktanteil bei Fernwärme.⁴⁶

Durch die Ölkrisen zum ökologischen Heizen

Im Rückblick können die beiden ersten Nachkriegsjahrzehnte durchaus als „goldenes Zeitalter der Heizung“⁴⁷ bezeichnet werden: erstmalig war zu ihrem Betrieb praktisch keine menschliche Interaktion mehr notwendig. Heizen war mehr und mehr zu einer ‚Nebenbei-Tätigkeit‘ und zu einer einfachen Selbstverständlichkeit geworden. Dank der sich damals gerade etablierenden und zum allgemeinen Standard werdenden Zentralheizungstechnik, verbunden mit der meist gleichzeitig erfolgenden Umstellung der Befuerung von Festbrennstoffen auf Öl und Gas, bedeutete Heizen für die Menschen keinen großen Arbeitsaufwand im Alltag mehr und es erforderte nur noch wenig von ihrer Aufmerksamkeit (vgl. Lewis 2011: 282).

Doch dann kam es im Jahr 1973 zur ersten Ölkrise: Sie „löste in den Industrieländern einen [gewaltigen] Schock aus und machte den Menschen ihre enorme Abhängigkeit von fossiler Energie bewusst“ (GMSH 2013: 7).

46 Vgl. de.wikipedia.org, Artikel zum Thema ‚Fernwärme‘, zuletzt aktualisiert am 26.07.2018, zuletzt geprüft am 07.08.2018.

47 o. A. 2000–2018*: www.wissen.de/heizung-eine-brennend-heisse-geschichte (Online-Artikel auf [wissen.de](http://www.wissen.de) – das Wissensportal von bild der wissenschaft), zuletzt geprüft am 06.08.2018.

Auch führte sie der deutschen Bevölkerung deutlich vor Augen, wie groß aufgrund des enormen gesellschaftlichen Energieverbrauchs mittlerweile die Abhängigkeit Deutschlands von Energieimporten geworden war – insbesondere von Rohöllieferungen aus der damals politisch zunehmend instabil werdenden Golfregion. Die zweite Ölkrise 1979/80, in deren Folge es zu einem weiteren drastischen Anstieg des Ölpreises kam, verstärkte diese Eindrücke noch weiter (vgl. ebd.: 9).

Bereits die erste Ölkrise bewirkte ein deutliches Umdenken in Bezug auf Heizen und (alltäglicher) Energieverbrauch. Die Themen ‚Energieeinsparung‘ und ‚Steigerung der Energieeffizienz‘ gewannen schlagartig erheblich an Bedeutung und rückten immer stärker ins Zentrum politischer Tagesordnung. In Deutschland und in anderen Ländern sind durch den ‚Ölpreisschock‘ Mitte der 1970er Jahre in den darauffolgenden Jahren viele wichtige Entwicklungen angestoßen worden, so z.B. im Bereich der Gesetzgebung und der Technik, die bis heute andauern und sich wohl auch in Zukunft noch weiter fortsetzen werden (vgl. ebd.: 8).

In Bezug auf (Wohnraum-)Heizen und dem damit verbunden Energieverbrauch haben die erste Ölkrise und der dadurch bedingte drastische Anstieg der Energiepreise zu einer rasanten Entwicklung in der Heizungstechnik geführt und einen wichtigen, wenn nicht gar den entscheidenden Anstoß zu modernen energiesparsamen Heizformen gegeben – weshalb manchen (aus heutiger Perspektive) 1973 als „das wichtigste Jahr für die gesamte Heizungsentwicklung“ gilt.⁴⁸

Im Folgenden werden die für den Bereich des alltäglichen Heizens wichtigsten Entwicklungen dargestellt, die damals durch die beiden Ölpreiskrisen in den 1970er Jahren angestoßen wurden und sich noch bis heute auswirken. Die zur Darstellung ausgewählten Entwicklungen und Trends sind zum Verständnis der hier vorliegenden Studie deshalb besonders interessant und relevant, weil sie zum einen direkt zu den zwei für diese Studie ausgewählten Fallbeispielen führen. Zum anderen werden in den aufgezeigten Entwicklungstrends bereits die zentralen Fragen und Themen deutlich, die für die gegenwärtige alltägliche Heizpraxis der Menschen noch eine Rolle spielen und daher auch von den Beforschten regelmäßig in den Interviews thematisiert wurden.

Eine der ersten längerfristigen Reaktionen, die auf die beiden Ölpreiskrisen folgte, war die Entstehung eines allgemeinen Trends ‚Weg vom Öl‘:

48 o. A. 2000–2018*: www.wissen.de/heizung-eine-brennend-heisse-geschichte (Online-Artikel auf [wissen.de](http://www.wissen.de) – das Wissensportal von bild der wissenschaft), zuletzt geprüft am 06.08.2018.

„Wo möglich und sinnvoll wurde versucht, schrittweise Öl zu substituieren. Als Beispiel hierfür ist der verstärkte Ersatz von Heizöl durch Erdgas als Primärenergieträger für die Raumbeheizung zu nennen.“ (GMSH 2013: 9)

Eine weitere bedeutende Entwicklung infolge der Ölkrisen in puncto Heizen war, dass Nachtspeicherheizungen unattraktiver wurden. In den 1950er und 1960er Jahren waren strombetriebene (Nacht-)Speicherheizungen noch als probate Alternative zu kohle- oder heizölbefeuerten Einzelöfen und Zentralheizungen propagiert worden. Zentrale Argumente für den bevorzugten Einsatz elektrischer Nachtspeicherheizungen in Wohnungen und Wohnhäusern damals waren eine verringerte Staub- und Geruchsbelästigung am Nutzungsort, eingesparter Lagerraum für Brennstoff, eine insgesamt einfachere Haustechnik und auch eine einfachere Installation. So waren für elektrisch betriebene Nachtspeicherheizungen im Gegensatz zu Warmwasserzentralheizungen mit Heizkörpern anstelle von Rohrleitungen (zu den Heizkörpern) nur Stromleitungen erforderlich, die (bei nachträglichem Einbau in ein Gebäude) zudem deutlich leichter nachzurüsten waren als Heizungsrohre.⁴⁹

Der Hauptbeweggrund für die Energieversorger, den Gebrauch von elektrischen Nachtspeicherheizungen in Privathaushalten damals zu forcieren, war, dass sie auf diesem Wege eine stetigere Auslastung ihrer Grundlastkraftwerke – zunächst handelte es sich ausschließlich um Kohlekraftwerke, später dann ebenso um Kernkraftwerke – erreichen wollten. Als eine Maßnahme, um eine ausdauerndere Auslastung zu bewirken, versuchten die Stromversorger deshalb, nachts für eine höhere (Strom-)Nachfrage zu sorgen. Nachtspeicherheizungen ermöglichten relativ unabhängig von den Bedarfs- bzw. Nachfragezeiten der Endverbraucher*innen zu agieren. Politische Förderprogramme sowie besonders niedrige Stromtarife zu typischen Schwachlastzeiten, so genannte Nachtstrom- oder Niedertarife, förderten den Einsatz von (Nacht-)Speicherheizungen in Wohnungen und Wohnhäusern, insbesondere während der ersten beiden Nachkriegsjahrzehnte (vgl. Paschotta 2010*).

Als die Energiekosten infolge der ersten Ölkrise im Jahr 1973 drastisch anstiegen, relativierten sich die Subventionen der Niedertarife (z.B. für Nachtstrom). Elektrische Nachtspeicherheizungen verloren gegenüber

49 [Vgl. de.wikipedia.org](https://de.wikipedia.org), Artikel zum Thema ‚Nachtspeicherheizung‘, zuletzt aktualisiert am 16.05.2018, zuletzt geprüft am 07.08.2018.

konventionellen Zentralheizungen dadurch zunehmend an Wirtschaftlichkeit; vielmehr entpuppten sie sich nun als ‚Stromfresser‘.

Nach den enormen Energiepreisanstiegen wirkte sich nun zusätzlich der im Vergleich zu konventionellen Heizungen niedrige Gesamtwirkungsgrad von Nachtspeicherheizungen negativ aus. Gleiches galt für die insgesamt deutlich höhere Umweltbelastung sowie die deutlich schlechtere CO₂-Bilanz – beides wesentlich verursacht durch die (immer noch überwiegend konventionelle) Stromerzeugung.⁵⁰

Überdies machte die Ölpreiskrise erstmals einer breiten Öffentlichkeit deutlich bewusst, dass fossile (Brenn-)Rohstoffe nicht in unbegrenztem Maß zur Verfügung stehen und der Verbrauch deshalb reduziert werden muss. ‚Energiesparen‘ wurde zum großen Thema. In Deutschland und auch in einigen anderen europäischen Ländern begann in den 1970er Jahren ein regelrechter Energiespar-Trend, der bis heute anhält.

Bis in die 1970er Jahre hinein hatte es in Deutschland praktisch keine Gesetze und Verordnungen zur Energieeinsparung gegeben. Dies änderte sich bedingt durch die erste Ölpreiskrise ab 1973. Die immensen Energiepreissteigerungen infolge der beiden Ölkrisen sorgten dafür, dass Energieeinsparung in den 1970er Jahren zu einem zentralen Thema wurde. Dies schlug sich auch im Erlass neuer Gesetzen und Verordnungen nieder. Im Laufe der 1980er Jahre kamen dann weitere Themen hinzu: der Umweltschutzgedanke, das Bewusstsein über die Endlichkeit fossiler Energieresourcen sowie der mit beiden Themen verbundene Nachhaltigkeitsgedanke. Ab den 1990er Jahren rückte der Klimaschutz zunehmend in den Fokus des Bewusstseins, der bis heute ein zentrales Argument zur Energieeinsparung darstellt (vgl. GMSH 2013: 10).

Vor diesem Hintergrund wurde auch die Forschung zu alternativen Heizmöglichkeiten verstärkt forciert. In besonderem Maße profitierte davon die Solar(energie)technik. Zwar reichen die Anfänge der Solarenergieforschung bis ins 19. Jahrhundert zurück, aber erst durch die Ölpreiskrisen wurden die Entwicklung und Nutzung dieser Technik (wieder) intensiviert. In Deutschland war es vor allem „[d]ie Klimaschutzdebatte[, die] neben einer Forcierung der Aktivitäten auf dem Gebiet der Energieeinsparung auch verstärkte Überlegungen hervor[brachte], die fossilen Energieträger so weit als möglich durch regenerative und damit klimaneutrale Energieträger, wie z.B. Wind und Sonne, abzulösen“ (ebd.).

50 Vgl. de.wikipedia.org, Artikel zum Thema ‚Nachtspeicherheizung‘, zuletzt aktualisiert am 16.05.2018, zuletzt geprüft am 07.08.2018.

Im Bereich der Heizungstechnik ist seit der Ölpreiskrise (die Steigerung der) Energieeffizienz das dominante Thema. Angestoßen durch die Ölpreissteigerungen ist es in den folgenden Jahren in der Heizungstechnik zu einer besonders schnellen Entwicklung gekommen: Resultate sind hier unter anderem die moderne Brennwerttechnik und Wärmepumpen. Darüber hinaus wurden auch die Gebäude an sich verbessert. So ist für moderne (Neubau-)Gebäude heutzutage eine energetische Wärmedämmung inzwischen gesetzlich vorgeschrieben (vgl. EnEV 2014 bzw. GEG 2018). Und auch immer mehr Altbauten werden nachträglich wärmegeklärt.

Ein weiterer Entwicklungstrend in Hinblick auf den Energieverbrauch zu Heizzwecken sind Häuser, die ganz ohne konventionelle Gebäudeheizung funktionieren: so genannte Passivhäuser. Dies gelingt in der Regel durch eine besonders gute Dämmung der Außenhülle, die Verwendung wärmesammelnder Bauteile wie Fassadenkollektoren sowie hochkomplexe Lüftungsanlagen, die der Abluft Wärme entziehen und auf diese Art für die weitere Raumbeheizung rückgewinnen. Im Idealfall wird ein Passivhaus von der Sonne aufgeheizt, entlässt gleichzeitig seine Wärme wegen der hocheffektiven Dämmung nicht nach außen und führt beim Abpumpen der verbrauchten Luft die Wärme über die eingeschleuste Zuluft wieder zurück.

Im Zuge der Energiewende könnten auch die elektrischen Nachtspeicheröfen ein ‚Comeback‘ erleben. Wie bereits weiter oben geschrieben, galten elektrische Speicherheizungen, allgemeiner bekannt unter der Bezeichnung Nachtspeicherheizungen, lange Zeit als unwirtschaftliche und wenig umweltfreundliche ‚Energieverwerter‘. Im Zuge der Energieeinsparverordnung von 2009 (EnEV 2009) sollten Nachtspeicherheizungen nach einer Übergangsfrist sogar vollständig verboten werden. Dieser Beschluss wurde im Mai 2013 jedoch wieder aufgehoben – damit begann für die zuvor bereits als überholt geltende Technologie eine neue Ära. Denn auch elektrische Speicherheizungen können mit Strom aus erneuerbaren Energiequellen betrieben werden. Darüber hinaus stellen sie gleichzeitig einen hervorragenden Speicher für aus Sonnen- und Windenergie erzeugten Strom dar, der unregelmäßig produziert wird und dessen Erzeugung sich nicht an Bedarfszeiten koppeln lässt.

Die wechselvolle Geschichte des Heizens wird an verschiedenen Stellen der Untersuchung immer wieder aufgegriffen, da sie – wie noch gezeigt wird – einen wichtigen Kontext für das Verständnis gegenwärtiger Heizpraktiken darstellt.

2.2.4.2 Sozialwissenschaftliche Reflexion der Geschichte des Heizens

Obwohl die wesentlichen Elemente der technischen Infrastruktur der Warmwasser-Zentralheizung bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts – teilweise sogar schon deutlich früher – vorhanden und auch Öl und Gas als besonders komfortable Brennstoffe zur Befuerung bereits bekannt waren, wurde Heizen mittels Öl- oder Gaszentralheizung in deutschen Haushalten erst in den 1970er Jahren zum Standard – und ist dies bis heute. Wie an verschiedenen Stellen der Geschichte des Heizens angemerkt, ist dieser Wandel nicht alleine durch technische Entwicklungen erklärbar. Eine ausschließlich auf materielle Artefakte fokussierte Geschichte des Heizens hat offensichtliche Grenzen; sie vermag nur die Verfügbarkeit der Zentralheizungstechnologie sowie neuer Brennstoffe, nicht aber ihren zunehmenden Gebrauch, ihren soziokulturellen Bedeutungsgehalt und ihre gesellschaftliche Relevanz erklären.

Die bislang beschriebenen enormen materiellen und technologischen Veränderungen, insbesondere der Wechsel in der Heizungsbefuerung von Holz und Kohle hin zu Gas und Öl als wichtigste Energieträger sowie der Wandel von der Einzelraumheizung zur Zentralheizung, wurden von ebenso zentralen soziokulturellen und ideengeschichtlichen Entwicklungen begleitet, wenn nicht sogar wesentlich vorangetrieben (vgl. Schwartz Cowan 1976). In Deutschland war in den Nachkriegsjahrzehnten mit dem Einsetzen einer allgemeinen Wohlstandsentwicklung die Steigerung des Komforts ein zentrales Leitthema, das sich praktisch durch alle Bereiche privater Lebensführung zog und den privaten Konsum wesentlich beförderte. Auch im Bereich des privaten Wohnens und Heizens machte sich dieses ausgeprägte Komfortstreben deutlich bemerkbar (vgl. Clausnitzer 2014: 30). Die Zentralheizung(stechnik) wurde den gestiegenen Erwartungen der Menschen hinsichtlich Wohn- und WärmeKomfort gleich in mehrfacher Hinsicht gerecht: Im Gegensatz zur Wohnraumbeheizung mittels Einzelöfen erlaubt eine Zentralheizung die gleichzeitige Beheizung mehrerer Zimmer bzw. die einheitliche Wärmeversorgung ganzer Gebäude mit unzähligen Räumen. Indessen muss der baulich-technische Aufwand für die Wärmegewinnung mittels Zentralheizung nur einmal, an einem zentralen Ort im Wohngebäude, wie beispielsweise dem Keller betrieben werden.

Zusammen mit der Umstellung der Befuerung von Holz und Kohle auf Gas und Öl verringerten sich mit zunehmender Verbreitung der Zentralheizungstechnik sowohl der mit Heizen verbundene körperliche als auch zeitliche Aufwand in ganz erheblichem Maße. Musste vorher ständig

neuer Brennstoff herangeschafft und manuell nachgelegt werden, so war es nun ausreichend, wenn man den Öl- oder Gastank im Keller ein- bis zweimal jährlich befüllen ließ. Zudem boten die für Gas- und Ölheizungen eigens entwickelten Thermostatregelungen eine weitgehende Automatisierung des Heizvorgangs, was den Wohnkomfort noch einmal deutlich steigerte. Und auch die Wartung der neuen Heizungsanlagen übernahmen nun die Versorgungsunternehmen, die Gerätetechnikhersteller oder selbständige Dienstleister (vgl. König 2000: 237). Das heißt, mit der Verdrängung der Brennstoffe aus der Wohnung und der umfassenden Automatisierung des Heizvorgangs wurde Heizen immer sauberer, sicherer und auch immer einfacher bzw. das Heizen wurde den Menschen immer mehr von der Technik sowie von entsprechenden Technik-Expert*innen abgenommen. Ein Großteil der für Gebäudeheizung erforderlichen (technischen) Infrastruktur und auch viele alltägliche Heizaktivitäten verschwanden mit dem Übergang zur Zentralheizung immer mehr aus dem täglichen Blickfeld sowie Handlungsrepertoire und damit letztendlich aus dem Bewusstsein der Menschen. Dadurch gewannen die Menschen Zeit, die sie ehemals für die aufwendige Beheizung ihrer Häuser und Wohnungen aufgewendet hatten und die sie nun in andere Beschäftigungen und Tätigkeiten investieren konnten. Behagliche Raumwärme wurde mehr und mehr zu einer kaum mehr bewusst wahrgenommenen Selbstverständlichkeit – ständig vorhanden und nahezu mühelos erreichbar –, da eine Zentralheizung bald schon zum Standard in den allermeisten Privathaushalten gehörte (vgl. ebd.: 243f). Seither ist Heizen etwas, das weitgehend im Hintergrund abläuft, nahezu unsichtbar operiert und kaum mehr Aufmerksamkeit auf sich zieht – entsprechendes gilt für den mit Raum- bzw. Gebäudeheizung einhergehenden Energiekonsum. Es sei denn, die Heizung funktioniert einmal nicht, dann wird einem – insbesondere während der kalten Jahreszeit – mit einem Schlag (wieder) deutlich bewusst, von welcher zentralen Bedeutung eine stabile und vor allem ausreichende Wärmeversorgung für das alltägliche Wohlbefinden ist. Zugleich wird einem durch solche (auch nur vorgestellten) Krisensituationen und -szenarien, wie z.B. eine längere Unterbrechung der häuslichen Wärmeversorgung im Winter oder ein größerer Stromausfall (insbesondere bei Verwendung moderner, sehr umfassender Heizungs-, Lüftungs- und Klimaanlagentechnik) deutlich vor Augen geführt, welche Abhängigkeiten private Haushalte eingegangen sind, um den heute gewohnten (technischen) Standard, etwa beim Heizen, Kühlen, Waschen oder Kochen zu erreichen. Voraussetzung für diese umfassende Technisierung des Haushalts, die ein mittlerweile kaum mehr hinterfragtes Maß an Bequemlichkeit und Komfort bedeutet, war ein An-

schluss an technische Ver- und Entsorgungssysteme für Wasser, Abwasser, Müll, Gas und Elektrizität (ebd.: 246). Im Allgemeinen bedeuteten all diese Abhängigkeiten keine Beeinträchtigung, vorausgesetzt die Familien konnten die entstehenden Kosten aufbringen. Mit der Eingliederung privater Haushalte in technische Infrastruktursysteme verband sich zudem eine weit reichende Externalisierung von Belastungen:

„Die kommunale Abwasserentsorgung und die Müllabfuhr übernahmen die Verantwortung für die anfallenden Abfallstoffe, welche vorher beim Hausbesitzer oder Haushaltsvorstand gelegen hatte. Gas- und Stromversorgung reduzierten die im Haushalt entstehenden Aschemengen, Luftschadstoffe und die im Sommer unerwünschte zusätzliche Wärme. Die Wohnungen wurden sauberer – und die Schadstoffe häufig weiträumig in die Umwelt verlagert. Damit eröffnete sich den Haushalten der Weg zur Konsumexpansion – die negativen Folgen waren für die Bewohner nicht mehr sicht- und spürbar.“ (König 2000: 246)

Das heißt, die Menschen beschäftigten sich in ihrem Alltag immer weniger mit den beträchtlichen negativen Auswirkungen, die ihr alltägliches Konsumhandeln auf die Umwelt hatte und verloren dadurch mehr und mehr den Bezug dazu. Heute sind es genau die aus diesen selbstverständlich gewordenen Produktions- und Versorgungsstrukturen, Konsummustern und ‚normalen‘ Lebensstilen resultierenden Mentalitäten wie ‚Aus den Augen, aus dem Sinn‘, die nun – bei gestiegener umweltpolitischer Sensibilität – Schwierigkeiten dabei bereiten, einen Teil der Verantwortlichkeiten für diese Konsumexpansion und ihre negativen Folgen wieder in die Haushalte zurückzuführen (ebd.).

In Deutschland wie auch in anderen Industrieländern mit vergleichbaren Jahresdurchschnittstemperaturen stellt das Heizen mittels moderner Zentralheizung(stechnik) mittlerweile eine weit verbreitete und in hohem Maße routinisierte Handlungspraxis dar.

Im Folgenden wird der Versuch unternommen, die alltägliche Handlungsroutine des Wohnraumheizens, wie sie in praktisch allen deutschen Privathaushalten beinahe tagtäglich zu beobachten ist, als soziale Praktik genauer einzuordnen.

2.2.5 Heizen als soziale Praktik – Versuch einer genaueren Bestimmung und Einordnung

Nachdem in den vorangegangenen Teilkapiteln – insbesondere anhand der Geschichte des Heizens – ausführlich dargelegt wurde, dass es schlüssige Argumente dafür gibt, das Heizen (mittels Zentralheizung) als eine gängige soziale Praktik zu charakterisieren, geht es nun darum, die Praktik des Heizens genauer zu spezifizieren. Dafür ist es erforderlich, ihre Grenzen ausmachen und benennen zu können (vgl. Warde 2005: 18). Um was für eine Art von Praktik handelt es sich beim Heizen? Lässt sich das Heizen mit einem der bereits bekannten und in Teilkapitel 2.1.3 eingeführten Konzepte von ‚dispersed‘, ‚integrative‘ und ‚compound practice‘ angemessen beschreiben? Ziel dieses Teilkapitels ist es, die Charakteristika und die Eigenständigkeit des Wohnraumheizens als Praktik aufzuzeigen und zu begründen.

Es gibt zwei gewichtige Argumente dafür, Heizen mindestens als ‚integrative practice‘ zu begreifen: Erstens ist Heizen nicht als anderen Tätigkeiten untergeordnet oder nachrangig anzusehen, sondern Heizen stellt eine unabhängige, eigenständige Praktik dar. So kann man schlafen oder im Wohnzimmer mit Freund*innen zusammensitzen und fernsehen, ohne die entsprechenden Räume zwangsläufig zu beheizen. Umgekehrt ist es genauso möglich und manchmal zwingend erforderlich, dass in Räumen geheizt wird, in denen sich gerade niemand aufhält, diese also währenddessen ungenutzt sind. Zweitens verfügt Heizen über eine eigene immanente sinnhafte Strukturierung, die trotz des verstreuten und unregelmäßigen Aufkommens von Heizaktivitäten dafür sorgt, dass Heizen als eine in sich geordnete und einheitliche Tätigkeit anzusehen ist und auch als solche wahrgenommen werden kann.

Jenseits dieser offensichtlichen Argumente lohnt es, noch einmal genauer zu betrachten, inwieweit Heizen als ‚integrative practice‘ angemessen beschrieben ist oder ob es sich beim Heizen nicht doch – wie gelegentlich vermutet – nur um eine ‚dispersed practice‘ handelt. Es stellt sich die Frage, ob es nicht sogar über eine ‚integrative practice‘ hinausgeht und ob Heizen gemäß seinen zentralen Eigenschaften nicht sogar schon als eine ‚compound practice‘ anzusehen ist.

Als zentrales Charakteristikum von ‚dispersed practices‘ (‚verteilte Praktiken‘) nennt Schatzki ihre generelle Unbestimmtheit. Diese Vagheit mache es demzufolge möglich, dass Praktiken dieser Art in vielen verschiedenen Lebensbereichen auftauchen und je nach Bezugsrahmen dementsprechend unterschiedliche Ausgestaltungen erführen (vgl. Schatzki 1996: 91).

Eher allgemeine, grundlegende Aktivitäten wie beispielsweise Schreiben, Lesen, Fragen und Erklären gelten demnach als typische ‚dispersed practices‘. Erst in Verbindung mit anderen Praktiken, mit diesen verzahnt zu komplexen und in sich geordneten Tätigkeitsgefügen, sowie durch ihren spezifischen Vollzugszusammenhang (Kontext) nehmen verteilte Praktiken konkrete Gestalt an. So kann z.B. Schreiben Teil von Bewertungspraktiken an der Universität (Gutachten), aber auch von Einkaufen (Einkaufszettel) sein. Über den Kontext sind die das Schreiben konstituierenden körperlichen und mentalen Aktivitäten mit weiteren Aktivitäten sinnhaft verschränkt und koordiniert und zu umfassenderen Tätigkeiten integriert; erst dadurch erhält die grundlegende Praktik des Schreibens ihre jeweilige Bestimmtheit und Eindeutigkeit.

Wäre Heizen als eine ‚dispersed practice‘ anzusehen, würde das bedeuten, dass Heizen lediglich im Verbund mit anderen Praktiken Form annimmt. In diesem Fall wäre Heizen nur ein Teil(aspekt) anderer Praktiken wie Wohnen, Schlafen, geselliges Zusammensein, von Wohlfühlen, Entspannung und Sich-zurückziehen ins Zuhause. In der Tat erscheint Heizen ebenso elementar wie auch wieder nur sekundär. Daher könnte man geneigt sein, Heizen als eine ‚dispersed practice‘ zu beschreiben.

Heizen ist elementar, denn offenbar hängt das Heizen von Wohnräumen tatsächlich häufig mit dem Vollzug anderer Aktivitäten zusammen und ist oft mit anderen Tätigkeiten verschränkt. Teilweise scheint es erforderlich, dass geheizt wird, damit Wohnen, Arbeiten, Schlafen oder das Empfangen von Gästen in privaten Räumlichkeiten bzw. in der eigenen Wohnung möglich ist. Beinahe tagtäglich sind die Menschen damit beschäftigt, für angemessene Innenraumtemperaturen zu sorgen und ihre Wohnräume behaglich zu temperieren. Eine entsprechend regulierte Innenraumtemperatur erscheint somit als eine wichtige Grundlage für vielerlei andere Praktiken.

Heizen wirkt gleichzeitig auch wieder sekundär: Die Aktivitäten, die mit dem Beheizen von Wohnräumen verbunden sind, nehmen meist nur wenig Zeit in Anspruch und werden von den Praktizierenden oft zwischendurch und nebenbei, ohne großes Nachdenken gewohnheitsmäßig vollzogen. Häufig sind es sogar nur kurze Momente, in denen beispielsweise die Raumthermostate aufgedreht oder neu reguliert werden, in denen die Fenster zur Stoßlüftung geöffnet und anschließend wieder geschlossen werden. Nimmt man diese mittlerweile geringe vordergründige Bedeutung und Präsenz des Heizens im Alltag und das hohe Maß an Verstreutheit bzw. Uneinheitlichkeit von Heizaktivitäten als zentrale Unterscheidungsmerkmale bzw. als Entscheidungskriterien für ‚dispersed practices‘,

so wirkt Heizen nebensächlich und zweitrangig. Dann erscheint Heizen als Teil länger andauernder Betätigungen, wie etwa im Wohnzimmer Fernsehen oder sich um seine Gäste kümmern und wiederum liegt die Vermutung nahe, dass es sich bei Wohnraumheizungen nicht um eine eigenständige Praktik handeln kann.

Dennoch gibt es gute Gründe dafür, Heizen als ‚integrative practice‘ zu begreifen. Die zwei entscheidenden Kriterien für eine ‚integrative practice‘ sind erstens die sinnhafte Einbindung und Strukturierung von mehreren, durchaus auch verstreuten Aktivitäten zu einer einheitlichen Praktik, und zweitens, dass von einer Tätigkeit als eigenständiger, das heißt von anderen Tätigkeiten deutlich zu unterscheidender Tätigkeitsbereich gesprochen wird. Diese Kriterien sind im Falle von Heizen beide erfüllt. Daher wird im Folgenden argumentiert, dass, obwohl Heizaktivitäten sehr in den Hintergrund geraten sind und heute meist nur noch in Verbindung mit anderen Tätigkeiten auftauchen und sie dadurch als an diese gekoppelt oder sogar als fester Bestandteil dieser anderen Tätigkeiten erscheinen, es sich beim Heizen trotzdem um eine eigenständige und somit mindestens integrative Praktik handelt.

Wie in dem Teilkapitel 2.1.3.1 bereits dargelegt, bestehen ‚integrative practices‘ (‚integrative Praktiken‘) aus mehreren (kleineren) Einzelaktivitäten, die sinnhaft aufeinander aufbauen bzw. aufeinander bezogen sind. Eine inhärente Ordnung kann demnach als definierendes Merkmal integrativer Praktiken angesehen werden. Die sinnhafte Strukturierung ist es, die letztendlich dafür sorgt, dass zum Teil sehr unterschiedliche sowie auch zeitlich und räumlich getrennt vollführte Tätigkeiten dennoch als zu einer Praktik gehörig wahrgenommen, eben als eine sozial koordinierte Einheit erfasst werden (können). Oft sind einzelne ‚dispersed practices‘ auch in komplexere integrative Praktiken mit eingeflochten.

Blickt man in die Historie und vergleicht früheres Wohnraumheizen zu Zeiten des offenen Kamins oder des Kohleofens (Stubenofens) mit dem Heizen heutiger Tage mittels moderner Zentralheizung, so wird ersichtlich, welch drastischen Wandel das häusliche Heizen bis heute erfahren hat – nicht nur die Zusammensetzung der zum Heizen gehörigen Aktivitäten hat sich über die Jahrhunderte deutlich gewandelt, sondern auch der Inhalt der einzelnen Heizaktivitäten, ihre Dauer, Häufigkeit, der mit ihnen verbundene Arbeitsaufwand sowie ihr Ausführungsort haben sich stark verändert. Während die Befuerung von Kohleöfen noch einen erheblichen und sehr regelmäßigen Arbeitsaufwand für die privaten Endverbraucher*innen bedeutete, bedarf es bei einer modernen Öl-Zentralheizung meist lediglich einer Betankung des im Keller befindlichen Öltanks

im Jahr durch einen professionellen Heizöllieferanten. Ansonsten beschränken sich die alltäglichen Heizbetätigungen heutzutage meist auf ein kurzes Drehen am Thermostat. Folgendes Zitat fasst die eindrucksvolle Wandlung, die das private Heizen über die Jahrhunderte erfahren hat, noch einmal prägnant zusammen:

„The history of domestic heating shows how deeply the way we heat our houses has been transformed since the appearance of central heating. From stoves that have to be filled regularly by hands to electronic control, the delegation of action to machines has dramatically increased, while energy became invisible. [...]. Compared to the fireplace or the stove, central heating ensures even temperature throughout the house and does not require daily maintenance.” (Wallenborn et al. 2011: 47f)

Vor diesem Hintergrund erscheint gegenwärtiges Heizen tatsächlich als eine nebenbei und zwischendurch vollzogene Tätigkeit: die Heizung läuft häufig ‚im Hintergrund‘ (weiter), während sich die Praktizierenden anderweitig aktiv betätigen (können). Jedoch bedeutet das Ausführen von Heizaktivitäten (am Thermostat drehen, Fenster oder Türen öffnen und schließen, die Lüftung regulieren) – heute noch genauso wie damals – immer eine Unterbrechung sonstiger Beschäftigungen. Auch wenn heutzutage im Schnitt kürzer oder weniger oft Heizaktivitäten wie das Regeln des Thermostats performt werden, macht es faktisch keinen Unterschied, dass diese Aktivitäten von den Praktizierenden weiterhin als Wohnraumheizen wahrgenommen werden und überdies von diesen Betätigungen auch als Heizen gesprochen wird. Dies zeigt, dass die verschiedenen, zum Teil isoliert vollzogenen Aktivitäten vom Sinn her zusammenhängend als Heizen verstanden werden, dass die Einzelaktivitäten demnach als Bestandteile einer umfangreichen Tätigkeit erkannt wurden. Es lässt sich daraus ableiten, dass die Praktizierenden Heizen sinnhaft als eine einheitliche (und damit eigenständige) Praktik begreifen. Das entscheidende Kriterium, was das Bündel an Aktivitäten zusammenhält, ist damit der einvernehmlich zugeschriebene Sinn; nur die (kollektiv geteilte) Deutung stellt sicher, dass zeitlich und räumlich getrennt voneinander vollzogene Körperbewegungen als Teil einer (einheitlichen, also zusammenhängenden) Praktik gesehen werden.

Darüber hinaus lässt sich feststellen, dass es einen gesellschaftlichen Konsens darüber gibt, welche Handgriffe und Körperbewegungen zu Heizen gezählt werden. Wenn es um Wohnraumheizen geht, so ist stets nur von ganz bestimmten Tätigkeiten die Rede, wie zum Beispiel Drehen am Thermostat, Nachtabsenkung der Heizung, Geschlossen halten von Türen

und Fenstern, Stoßlüften durch das geöffnete Fenster (statt Dauerkippen), Entlüften der Heizkörper, Wärmedämmung, usw. Das Entscheidende aber ist, dass über Heizen als ein eigenständiger Tätigkeitsbereich gesprochen wird. Dafür sind die Regeln und Anleitungen zum ‚richtigen‘ Heizen ein deutliches Zeugnis. Sie sind Ausdruck eines kollektiv geteilten Verständnisses über den notwendigen bzw. ‚korrekten‘ Praktikenvollzug. So sind alle Aktivitäten, die Wohnraumheizen zugerechnet werden in den Ratgebern ausführlich besprochen. Es ist ein großes Vokabular vorhanden, das sich auf Heizen bezieht. In Fachgruppen und Expert*innenkreisen wird viel über Heizen nachgedacht und es wird dementsprechend viel zum ‚richtigen‘ Heizen geschrieben und veröffentlicht. Dies schließt konkrete Deutungs- und Verstehensweisen, bestimmte Bewegungsabläufe und typische Handlungsmuster sowie ein besonderes technisches Equipment mit ein, das speziell auf Heizen ausgelegt ist. Damit ist Heizen als Praktik gut erkennbar; die Aktivitäten, die Heizen ausmachen, sind bei Erscheinen sofort als solche identifizier- und zuordenbar.

Es gibt also gute Argumente dafür, das Heizen als eine ‚integrative practice‘ zu begreifen.

Im Vergleich mit typischen ‚integrative practices‘ wie Autofahren oder Kochen stellt sich allerdings die Frage, ob Heizen nicht sogar noch mehr ist als ‚nur‘ eine ‚integrative practice‘, ob es sich bei Heizen nicht schon um eine ‚compound practice‘ handelt.

‚Compound practices‘ (‚komplexe, zusammengesetzte Praktiken‘) sind in ihrem Aufbau und ihrer Struktur noch einmal komplexer als ‚integrative practices‘. Sie setzen sich meist aus mehreren bereits umfassenderen, eigenständigen Praktiken zusammen. Das heißt, einzelne integrative Praktiken sind häufiger zu einer größeren ‚compound practice‘ integriert. Dies wird gut am Beispiel der umfassenden Praktik des Reisens deutlich, die in der Regel mehrere andere – mehr oder minder umfangreiche – eigenständige Praktiken (Reiseziel aussuchen, Flug, Unterkunft, usw. buchen, Hin- und Rückflug, Ausflüge vor Ort planen und unternehmen) in sich vereint.

Für Heizen gilt Ähnliches. Auch beim Heizen handelt es sich nicht lediglich um ein einheitliches Bündel von mehreren kleinen Aktivitäten. Heizen umfasst vielmehr Tätigkeiten, von denen man zumindest das Lüften und wahrscheinlich auch das Beschaffen von Brennmaterial sowie das energetische Dämmen/Sanieren des Wohngebäudes als (weitgehend) eigenständige Tätigkeiten, also selbst als ‚integrative practices‘ betrachten kann. Mit Blick auf die Liste der im Rahmen dieser Arbeit zum Wohnraumheizen gezählten Aktivitäten (siehe Teilkapitel 2.2.1) wird deutlich: Neben den alltäglichen Handgriffen und kleineren Aktivitäten gehören

auch größere und/oder temporäre Maßnahmen, wie die Schornsteinreinigung oder das Aufstellen zusätzlicher Heizlüfter, sowie seltene und/oder einmalige Entscheidungen, wie z.B. die (nachträgliche) Dämmung der Außenfassade, die Erneuerung der Heizungsanlage oder das Austauschen der Fenster, mit zu der Praktik des Heizens dazu. Somit wird deutlich, dass Heizen die Kriterien für eine ‚compound practice‘ erfüllt.

Besonders deutlich wird diese Verschränkung bzw. Eingliederung von eigenständigen Tätigkeiten zu einer umfassenderen Praktik (wie Heizen) am Beispiel der ‚integrative practice‘ des Lüftens, welche einerseits in sich geschlossen und damit eigenständig ist, zugleich aber auch eine unabdingbare Teilaktivität des Heizens darstellt: So wurde mit Einführung des Kamins zwischen dem 10. und 12. Jahrhundert in Europa ‚Lüften‘ zu einem notwendigen und damit festen Bestandteil des Heizens. Der Kamin zog die Raumluft ins Feuer und das Rauchgas wurde dann über den Schornstein direkt nach draußen abgeführt. Damit diese raumluftabhängige Heizform funktionierte, war regelmäßiges Lüften der betreffenden Räume und damit das Sorgen für ausreichend Frischluftnachschub unbedingt erforderlich. Auf diese Weise hat die neue Kamintechnik das Heizen zu einer sauberen Angelegenheit gemacht. Seitdem sind Heizen und Lüften fest miteinander verknüpft bzw. sind Lüftungsaktivitäten fest ins Heizen integriert. Diese Tätigkeitsverschränkung hat sowohl in den ‚doings‘ als auch den ‚sayings‘ deutlich Niederschlag gefunden, so zum Beispiel in der Anforderung des regelmäßigen Stoßlüftens statt des Dauerlüftens mit gekipptem Fenster (wenn die Heizung aufgedreht ist) oder etwa in der regelmäßig erforderlichen Aktivität des Entlüftens der Heizkörper. Und auch in den Anleitungen und Ratschläge-Katalogen zum ‚richtigen‘ Heizen findet man die beiden Tätigkeiten stets als gekoppelt. So ist, wenn von Heizen die Rede ist, immer auch Lüften gemeint, was sich in Aussagen und Ratschlägen wie ‚Richtig lüften heißt auch richtig heizen‘ und ‚Richtiges lüften geht nur bei angemessenen Raumtemperaturen‘ niederschlägt.⁵¹

Darüber hinaus tragen im Passivhaus viele andere eigenständige Praktiken zur Erwärmung der Wohnräume entscheidend bei. Im Passivhaus können alltägliche Praktiken, wie beispielsweise Kochen, Staubsaugen und Fernsehen, die definitiv ‚integrative practices‘ darstellen, gezielt dafür ‚genutzt‘ werden, um die Innenraumtemperatur zu erhöhen. Das Prinzip des Passivhauses beruht gerade darauf, dass unter anderem die bei solchen Be-

51 Siehe Utopia Team 2018*, Ratgeber-Artikel auf utopia.de mit Tipps zum richtigen Lüften gegen Schimmelbildung in der Wohnung, zuletzt geprüft am 07.08.2018.

tätigkeiten ‚nebenbei‘ freiwerdende Wärmeenergie besonders effektiv zu Heizzwecken genutzt wird. Diese Gegebenheit spricht somit ebenfalls dafür, Heizen bereits als eine ‚compound practice‘ zu betrachten.

Gleichzeitig ist klar, dass theoretische Konzepte und Kategorien lediglich analytische Hilfskonstrukte sind und die Einordnung ‚lebendiger‘ sozialer Phänomene wie Heizen in bestimmte Konzepte letztendlich immer nur eine Momentaufnahme und eine analytische Vereinfachung darstellen. Wie der Blick in die Geschichte des Heizens zeigt, hat sich die Elementezusammensetzung des Heizens über die Jahrhunderte stark gewandelt und haben sich dementsprechend auch die zu Heizen begriffenen Aktivitäten deutlich gewandelt. Und diese Ausfüllung der Kategorien wandelt sich weiterhin bzw. sie ist permanent im Wandel begriffen.

Für die ausgewählten Fallbeispiele zeichnen sich im Hinblick auf die zu Heizen gebündelten Aktivitäten interessante Entwicklungen ab: So stellt beispielsweise das Passivhausprinzip die Verschränkung des Heizens und Lüftens nun (wieder) teilweise in Frage bzw. die Funktionsweise des Passivhauses verändert diese Tätigkeitsverflechtung in gravierender Weise, denn im Idealfall geht im Passivhaus nunmehr umgekehrt das Heizen vollkommen im Lüftungsvorgang auf.

Und auch im SmartHome sind durch die funkbasierte (Heizungs-)Steuertechnik Heiz- und Lüftungsaktivitäten neuerdings untrennbar miteinander verknüpft. Mit der Anwendung der intelligenten Heizungssteuerung nehmen sowohl die Ausführung des Heizvorgangs als auch die an das Heizen gekoppelte Lüftungstätigkeit neue Gestalt an, und zwar in dem Sinne, dass im SmartHome beide Tätigkeiten nur noch in geringem Maße in menschlicher Hand liegen, sondern weitestgehend automatisiert sind, das heißt von der Computertechnik gesteuert und erledigt werden.

Demnach stellt die Betrachtung von Heizen als ‚compound practice‘ ein interessantes Hintergrundschema zur Analyse dar, um beispielsweise zu ermitteln, in welchem Verhältnis die eigentlich eigenständigen, und nun gleichzeitig zu einem komplexen Tätigkeitsgebilde wie Heizen verschränkten Aktivitäten zueinander stehen und welche Verschiebungen sich diesbezüglich (z. B. in der An- und/oder Rangordnung) über die Zeit, etwa durch die Hereinnahme einer neuen Heiztechnologie, immer wieder ergeben.

Es stellt sich die Frage, ob sich diese Veränderungen in der Elementezusammensetzung, der Aktivitätenverzahnung sowie hinsichtlich der Ausführung(sverantwortung) der Praktik des Heizens auch (dauerhaft) in den konkreten alltäglichen Heizpraktikenperformances niederschlagen und zu tatsächlichen Re-Arrangements und/oder Auflösungen in bzw. bei der

„practice-as-entity“ führen. Die Frage nach Wandel und Veränderbarkeit von Praktiken ist Thema des nächsten Kapitels.

2.3 Wandel und Veränderbarkeit von Praktiken

Nachdem in Teilkapitel 2.1.7 herausgearbeitet wurde, dass der Rückgriff auf Energieressourcen im Rahmen von Alltagshandlungen erfolgt – Energiekonsum stellt demzufolge das Resultat praktischer Vollzüge dar –, wurde in Teilkapitel 2.2.1 die Fokussierung auf besonders energieintensives Wohnraumheizen begründet. In diesem Teilkapitel steht nun die Frage nach dem Wandel und der generellen Veränderbarkeit sozialer Praktiken im Mittelpunkt. Mit der Erkundung von Stabilität und Wandel werden wichtige Grundfragen der Sozialwissenschaften gestellt, die insbesondere die Soziologie berühren. Seit jeher beschäftigen sich Soziolog*innen mit Prozessen sozialen Wandels auf allen gesellschaftlichen Ebenen. So wird etwa gefragt: Wie kommt es zur Transformation von ganzen Gesellschaften bzw. Nationalstaaten? Wie wandeln sich Organisationen und Institutionen? Wie kommt es zu Veränderungen bei alltäglichen Lebensstilen und Konsummustern? Daher liegt es im genuinen Interesse der Soziologie, auch den Wandel sozialer Praktiken zu untersuchen:

„Since social change constitutes core business for the social sciences, one might expect these disciplines to be taking centre stage – generating lively popular and policy debate about what such transformation [in consumption patterns towards a low carbon society, JM] might entail and how it might come about.“ (Shove 2010a: 1273)

Erstaunlicherweise ist dies bisher nur eingeschränkt der Fall. Dies ist aber auch gerade im Begriff, sich deutlich zu wandeln (vgl. z.B. Shove et al. 2012; Schatzki 2013). So stellt Røpke fest:

„The dynamics of changing practices attracts increasing interest; in particular, Shove and her collaborators have achieved new insights through empirical studies.“ (Røpke 2009: 2494)

Die Frage nach dem Wandel alltäglicher (Heiz-)Praktiken ist auch aus empirischer Sicht interessant: Aus politisch-regulatorischer und genauso aus kultureller Perspektive ist es bedeutsam, sowohl die Persistenz als auch die Veränderung von Alltagsaktivitäten zu verstehen, insbesondere wenn eine Neugestaltung des Alltagsgeschehens aus bestimmten Gründen dringend erforderlich erscheint und auch willentlich angestrebt wird (vgl. Shove et

al. 2012: 1f). Aktuell besteht von Seiten der Politik ein besonderes Interesse, den häuslichen Konsum besser zu verstehen, um den privaten Energieverbrauch zu reduzieren.

Theoretisch und empirisch motiviert geht es somit aus konsumsoziologischer Sicht um die Analyse umweltrelevanter Konsequenzen von ressourcenintensiven Konsumaktivitäten. Vor diesem Hintergrund wird nach dem möglichen Wandel und der Veränderbarkeit von Praktiken gefragt, denn dies ist eine Voraussetzung der Änderung des Energieverbrauchs beim Heizen. Energieverbrauch ist in Praktiken eingebettet und somit stellt sich für Energieeinsparungen die Frage nach der Veränderbarkeit von Praktiken:

„The understanding of energy demand [...] requires a different approach to revealing and explaining change. Its foundation is provided by seeing social order and social arrangements [...] as an emergent product of social practices. It follows then that as changes in energy demand arise from changes in social practices, the task becomes to track and understand the longer term dynamics of practices and complexes of practices – taking practices themselves as the central unit of analysis.” (Walker 2014: 50; vgl. auch Shove 2010a: 1279)

Es können folgende allgemeinere Fragen abgeleitet werden: Wie wandeln sich Praktiken? Und lassen sie sich absichtsvoll verändern bzw. inwiefern sind Praktiken überhaupt intendierten Änderungen zugänglich? Wenn ja, worin bestehen die möglichen Ansatzpunkte? Wie lässt sich der Wandel von Praktiken dann konkret initiieren und wie lässt er sich beschreiben?

Anschließend ist dies genauer für das Heizen zu erkunden: Wie und wodurch ändert sich Heizen? Lässt sich Heizen gezielt umgestalten, so dass es sich von einer – zurzeit meist noch – besonders energieintensiven zu einer energiesparsamen oder energieeffizienten Tätigkeit wandelt? Was kann man anhand der Analyse von Heizaktivitäten sowie ihrer Dynamiken über Praktikenwandel erfahren?

In der Literatur wird regelmäßig auf das besondere Beharrungsvermögen von Praktiken hingewiesen (vgl. etwa John 2013: 107) und die Kritik wird geäußert, dass der Schwerpunkt des Praktiken-Ansatzes auf dem routinisierten Vollzug von Praktiken und ihrer Repetitivität, das heißt auf der gleichförmigen Reproduktion sozialer Handlungsvollzüge liege. Routine, Kontinuität und Stabilität würden im Konzept sozialer Praktiken überbetont, wohingegen Wandel und das Veränderungspotenzial von Praktiken nur unzureichend erfasst seien.

In dieser Arbeit wird ein davon abweichender Standpunkt eingenommen: Ich bin der Ansicht – und schließe mich damit der Position zentraler Praxistheoretiker*innen an –, dass der Ansatz sozialer Praktiken sich gut zur Analyse von Wandel eignet. Überdies soll deutlich gemacht werden, dass Veränderung und Wandlungsfähigkeit typische Merkmale, ja sogar inhärente Eigenschaften von Praktiken sind und das Veränderungspotenzial deshalb von Anfang an in den theoretischen Ansätzen konsequent inkludiert wurde. Dies soll im Folgenden dargelegt werden.

Dieses Teilkapitel ist im Weiteren folgendermaßen strukturiert: In einem ersten Schritt wird der spezifische Beitrag der praxistheoretischen Perspektive zum Verständnis von Wandlungsprozessen herausgearbeitet. Zu diesem Zweck ist zunächst die praxistheoretische Literatur im Hinblick auf die Thematisierung und Konzeptualisierung von ‚Wandel und Veränderbarkeit von Praktiken‘ aufzuarbeiten (Teilkapitel 2.3.1 und 2.3.2). In einem nächsten Schritt geht es um zentrale Ausgangspunkte für Wandel (Teilkapitel 2.3.2.1), um anschließend in einem dritten Schritt mögliche Wandlungsformen und Veränderungsergebnisse darzustellen (Teilkapitel 2.3.2.2). In theoretischer Hinsicht geht es hierbei insgesamt auch um die Frage, inwiefern sich der derzeitige Stand praxistheoretischen Denkens dafür eignet, den Wandel von Praktiken angemessen zu analysieren. Gegebenenfalls gilt es zu ermitteln, wie das theoretische Analyseinstrumentarium weiterentwickelt ist, damit Veränderungsprozesse sozialer Praktiken adäquat zu verstehen und zu erklären sind.

2.3.1 Die soziologische Debatte zum (Thema) Praktikenwandel

Die Aufarbeitung der Literatur zum Thema ‚Wandel‘ geschieht auf Basis der einschlägigen Texte derjenigen Theoretiker*innen, in deren Arbeiten das Konzept sozialer Praktiken explizit zentral gestellt ist. Dies sind im Wesentlichen die theoretischen Grundlagenarbeiten von Schatzki (1996, 2002) und Reckwitz (2000b, 2002b, 2003) sowie einzelne ausgewählte Beiträge aus der Konsumsoziologie, wie etwa von Warde (2005) und Shove (2012) sowie von Shove et al. (z.B. Shove und Pantzar 2005; Shove et al. 2012), die sich ebenfalls dem Thema ‚Wandel von Praktiken‘ widmen.

Praxistheoretisch ausgedrückt stellen soziale Phänomene zunächst nichts anderes als Zusammenhänge von Praktiken und materiellen Arrangements dar (vgl. Schatzki 2013: 31), bestehen das Alltagsleben und die gesamte Sozialwelt aus einer komplexen Ansammlung unterschiedlicher, zum Teil aufeinander bezogener und miteinander verknüpfter Praktiken

(vgl. Reckwitz 2003: 295). Entsprechend wird „[s]ozialer Wandel als weitgehend ungesteuertes Produkt der Dynamik sozialer Praktiken, ihrer Verknüpfungen und Nebenfolgen gesehen“ (Brand 2011: 190).

Während in Schatzkis Frühwerk „Social Practices. A Wittgensteinian Approach to Human Activity and the Social“ (Schatzki 1996) Wandel nicht ausdrücklich thematisiert wird, befasst er sich in seinem Folgewerk, das den Titel „The Site of the Social“ (Schatzki 2002) trägt, zwar in einem Kapitel explizit mit den Themen ‚Werden‘ und ‚Wandel‘ (ebd.: 189–264), allerdings bleiben die Inhalte eher von allgemeiner und abstrakter Art. Der wesentliche Punkt ist hier, dass Wandlungsprozesse omnipräsent sind, wobei ‚agency‘ als der zentrale Motor für Veränderungen anzusehen sei. Das Besondere hierbei ist, dass Schatzki mit seinen Überlegungen nicht auf den Annahmen der klassischen Handlungstheorie aufbaut, nämlich, dass Handlungen in der Regel bewusst motiviert seien und auf eine klare Absicht bzw. einen Zweck hin erfolgen würden, sondern er legt ihnen ein verändertes, eigenes Verständnis von ‚agency‘ zugrunde: „it is no longer possible to *presume* that agency is intentional human action. (...). All I mean by ‘agency’ in the following, consequently is doing“ (ebd.: 190f, Hervorh. im Original).

In seinen Arbeiten jüngerer Datums kommt das Thema ‚Praktikenwandel‘ ebenfalls nur am Rande vor. So merkt Schatzki beispielsweise in einem 2005 erschienenen Aufsatz, in dem er ein praxistheoretisches Analyseprogramm für Organisationen vorschlägt, an einer Stelle an: „Of course, practices are not static“ (Schatzki 2005: 475). Auch hier bleiben die Überlegungen zum Wandel von Praktiken allgemein:

„They evolve as circumstances change, opportunities and problems arise, personnel changes, new ideas arise, and so on. Changes in practice-arrangement bundles can be intentional or unintentional and known or unknownst to participants. Changes are also typically piecemeal and gradual, alterations in any component of a bundle being accompanied by continuity in others. Practices can, however, be changed more wholesale, when conscious intervention (from the inside or outside) reworks goals, alters rules, and redesigns projects. These comments apply *mutatis mutandis* to a department`s material arrangements and to the mesh between practices and arrangements.“ (ebd.: 475f, Hervorh. im Original)

An späterer Stelle erwähnt Schatzki noch – dies jedoch eher beiläufig –, worin er die Hauptquelle für Wandel sieht:

„Because, furthermore, human action is the primary source of change in practice-arrangement bundles and nets, investigators interested in change will pay particular attention to the chains of action that link and pass through bundles and nets.“ (ebd.: 476)

In diesen Textstellen stecken bereits viele Hinweise zu Wandel und Veränderungsanlässen. Diese Ideen werden an späterer Stelle noch einmal aufgegriffen, wenn es darum geht, mögliche Wandlungsanlässe und unterschiedliche Wandlungsformen systematisch aufzulisten.

Erst deutlich später beschäftigt sich Schatzki dann selbst ausführlicher mit der Frage nach dem Wandel und der Veränderbarkeit von Praktiken. In einem Essay setzt sich Schatzki mit dem Phänomen des Praktikenwandels intensiv auf theoretischer Ebene auseinander. Ziel dieses Beitrags ist es, „the locus and basic dimensions of change in social practices“ (Schatzki 2013: 31) zu identifizieren. Dafür beleuchtet und beschreibt er den gesamten Lebenszyklus von Praktiken: von ihrer Entstehung und ihrem ersten Auftauchen, über ihr längeres Fortbestehen und ihre Weiterentwicklung, bis hin zu ihrer Auflösung und ihrem endgültigen Verschwinden. Der Aufsatz endet mit einer allgemein-abstrakten Aufzählung von „loci and forms that change can take“ (ebd.: 44), die Schatzki zufolge (aber auch) als sachdienliche Hinweise für den Umgang mit den Herausforderungen des Klimawandels zu sehen sind.

Hingegen hat Reckwitz den Wandel von Praktiken in seinen Arbeiten konsequent thematisiert. Bereits in dem 2003 erschienen Aufsatz „Grundelemente einer Theorie sozialer Praktiken“ (Reckwitz 2003) äußert er sich differenziert zum Veränderungspotenzial sozialer Praktiken sowie dazu, wie aus seiner Sicht das Verhältnis von Routine und Veränderung zu sehen ist. So betont er zunächst ebenfalls die Routinisiertheit als ein grundsätzliches Strukturmerkmal von Praktiken. Genauso müsse aber die „Unberechenbarkeit von Praxis“ (ebd.: 284) als konstitutives Merkmal von Praktiken verstanden werden. Reckwitz zufolge ist mit „der Unberechenbarkeit interpretativer Unbestimmtheiten“ (ebd.: 294) das den sozialen Praktiken immer auch inhärente Potenzial zur Transformation beschrieben. Es handele sich keineswegs um einen Widerspruch, dass diese beiden scheinbar gegensätzlichen Aspekte betont würden, sondern vielmehr markierten Routinisiertheit und Unbestimmtheit „zwei Seiten der ‚Logik der Praxis‘“ (ebd., Hervorh. im Original). Die soziale Welt der Praktiken entfalte sich in eben jenem Spannungsfeld von routinisierter Reproduktion

typisierter Praktiken einerseits und ihrer Unberechenbarkeit andererseits. Und weiter heißt es: „die Praxis [bewegt sich] zwischen einer relativen ‚Geschlossenheit‘ der Wiederholung und einer relativen ‚Offenheit‘ für Misslingen, Neuinterpretation und Konflikthaftigkeit des alltäglichen Vollzugs“ (ebd., Hervorh. im Original). Der entscheidende Punkt dabei sei, dass die Offenheit und Veränderbarkeit der Praxis – genauso wie ihr Routinecharakter – gerade aus den verschiedenen Eigenschaften der sozialen Praktiken selbst resultieren. Laut Reckwitz sind hier insbesondere „vier Eigenschaften einer ‚Logik der Praxis‘ [zu nennen], die ihre Unberechenbarkeit und damit Offenheit für kulturellen Wandel zum Normalfall werden lassen“ (ebd.): So können erstens „sämtliche mögliche Eigenschaften des Kontextes, in dem die Praktik vollzogen wird“ (ebd., Hervorh. im Original) Anlass für Wandel sein. Die Konfrontation mit unerwarteten Ereignissen, fremden Personen, neuen Handlungen und Objekten, aber auch Selbstreaktionen, all solche „Überraschungen des Kontextes“ (ebd.) können eine Abweichung von der bisherigen Praxis provozieren. Als einen besonderen Fall „eines derartigen ‚neuen Kontextes‘“ (ebd.: 295) beschreibt Reckwitz „das Aufkommen neuer Artefakte, denen noch keine eingespielte Praktik entspricht und die – unter Einbeziehung ‚alter‘ Wissens- und Praxiselemente – die Entwicklung partiell neuer sozialer Praktiken (...) herausfordern“ (ebd., Hervorh. im Original).

Zweitens verlange „die *Zeitlichkeit* des Vollzugs einer Praktik“ (ebd., Hervorh. im Original) zwingend eine gewisse Offenheit und Wandelbarkeit in der Routine. Der Aspekt der Zeitlichkeit, mit dem die zeitliche Gebundenheit praktischer Vollzüge gemeint ist, beinhaltet sowohl den Moment der Zukunftsungewissheit als auch den des Potenzials der Sinnverschiebung. So ist zum einen nie ganz sicher, „inwiefern ein weiteres Handeln im Rahmen der Praktik gelingen wird und die Praktik fortzusetzen ist“ (ebd.). Gleichzeitig besteht für gewöhnlich ein Druck zum Handeln, so dass oft unter Zeitdruck entschieden werden muss (vgl. ebd.). Zum anderen ist mit der Möglichkeit der Sinnverschiebung das Phänomen beschrieben, dass auch die repetitive Anwendung einer Praktik nie eine vollkommen identische Wiederholung bedeutet; der wiederholte Vollzug „enthält vielmehr das Potenzial ‚zufälliger‘ – sprunghafter oder schleichender – Verschiebungen im Bedeutungsgehalt der Praktik und ihres Wissens, die sich in bestimmten Kontexten ereignen“ (ebd.).

Drittens betrifft das Transformationspotenzial der Praxis den Sachverhalt, dass soziale Praktiken nicht als vereinzelte, abgesonderte und für sich alleinstehende Phänomene in der sozialen Welt existieren; vielmehr erscheinen sie meist in mehr oder weniger lockeren Praktiken-Verbänden.

Sie hängen also häufig mit anderen Praktiken zusammen, können miteinander aber auch zueinander in Konkurrenz stehen. Demnach „bildet die soziale Welt *lose gekoppelte Komplexe* von Praktiken, die häufig nur bedingt und widerspruchsvoll aufeinander abgestimmt oder gegeneinander abgegrenzt sind“ (Reckwitz 2003: 295, Hervorh. im Original). Diese lose Kopplung erzeugt Offenheit und kann damit Ausgangspunkt für Wandel sein.

Die vierte und letzte Grundlage der Unberechenbarkeit und Wandlungsfähigkeit von Praktiken liegt „in der praxeologischen Struktur des Subjekts als eines lose gekoppelten Bündels von Wissensformen“ (ebd.) begründet. Aus praxistheoretischer Sicht überschneiden und schichten sich in denselben Akteuren und Subjekten verschiedene Wissensformen, so dass jedes einzelne Subjekt einen einzigartigen „Kreuzungspunkt unterschiedlicher Verhaltens/Wissenskomplexe sozialer Praktiken darstellt“ (ebd.: 296). Theoretisch gesprochen partizipiert das Subjekt in seiner Alltags- und Lebenszeit an zahlreichen sozialen Praktiken, die jeweils ein sehr spezifisches Wissen voraussetzen. Dies bedeutet jedoch umgekehrt für das einzelne Subjekt, „dass es gleichzeitig unterschiedliche, heterogene, möglicherweise auch einander widersprechende Formen praktischen Wissens inkorporiert hält, die es in seiner Lebensführung zum Einsatz bringt“ (ebd.). Wie mit den verschiedenartigen Verhaltensroutinen und deren heterogenen Sinngehalten umgegangen wird, ja wie die Kombination und Integration unterschiedlicher sozialer Praktiken dann im Einzelnen bewerkstelligt wird, ist individuell sehr verschieden. Dadurch schließlich erscheint das Subjekt als wichtige „Quelle von Unberechenbarkeit und kultureller Innovation“ (ebd.).

Damit wird deutlich, dass Reckwitz der Veränderbarkeit sozialer Praktiken sowohl in empirischer Hinsicht als auch auf theoretisch-konzeptioneller Ebene die gleiche hohe Bedeutung beimisst wie ihrem allseits besonders hervorgehobenen Routinecharakter.

Warde knüpft in diesem Punkt an die Arbeiten von Reckwitz an. Er argumentiert, dass man sich genauso intensiv mit der Frage nach Wandel wie mit der nach der Regelmäßigkeit sozialer Praktiken beschäftigen muss und stellt ebenfalls die Frage, wie der Wandel von Praktiken angemessen zu verstehen ist. Dabei sieht er das Konzept sozialer Praktiken als gleichermaßen geeignet, um die relative Reproduzierbarkeit, also die (endlose) Wiederholung von Praktiken, sowie deren Wandel und Veränderungsvermögen zu erfassen:

„The principal implication of a theory of practice is that the sources of changed behavior lie in the development of practices themselves. The

concept of practice inherently combines a capacity to account for both reproduction and innovation.” (Warde 2005: 140)

Warde geht demnach wie Reckwitz davon aus, dass (ständige) Verschiebungen und Erneuerungen feste Bestandteile der internen Verfahrenslogik sozialer Praktiken sind (vgl. ebd.: 141).

Im Verlauf seines Aufsatzes nennt Warde zahlreiche Formen von Beständigkeit und möglicher Umgestaltung sozialer Praktiken. So kommen für ihn interne Differenzierungen hinsichtlich der verschiedenen Dimensionen von Praktiken als Treiber für Wandel infrage. Diese Unterschiede können sich beispielsweise in der Auslegung einer Praktik, den gewählten Abläufen und der konkreten Ausführung zeigen, bedingt durch den (persönlichen) Erfahrungsschatz, besondere Fachkenntnis, die vorhandenen bzw. begrenzten Möglichkeiten sowie verfügbare Ressourcen (vgl. ebd.: 138). Auch den Sozialstatus und unterschiedlich starkes Engagement betrachtet Warde als mögliche treibende Kräfte für Veränderung, denn alle diese Aspekte führten letztendlich zu voneinander abweichenden Verstehensweisen und Handlungsrouninen (vgl. ebd.: 139). Darüber hinaus hätten die Größen Zeit, Raum sowie sozialer Kontext Einfluss auf Praktiken und könnten dadurch Ausdifferenzierungen und Änderungen in den Performances nach sich ziehen (ebd.). Genauso kann die Übertragung von einzelnen Aspekten oder Elementen einer Praktik auf andere Praktiken, Warde zufolge, zu Neuregelungen und Umstellungen sowohl innerhalb einer Praktik als auch zu einer abgewandelten Koordination zwischen den verschiedenen, miteinander zusammenhängenden Praktiken führen (vgl. ebd.: 141). Schließlich macht Warde, wie schon Reckwitz, das Individuum als eine besonders bedeutende Quelle für Wandel aus (vgl. ebd.: 143ff).

Wardes besonderer Verdienst ist es, den Aspekt sozialer Differenzierung von Praktiken sowie ihrer Performances in die Debatte um Wandel und Kontinuität sozialer Praktiken eingebracht zu haben.

Die Arbeiten Shoves et al. befassen sich noch einmal sehr viel stärker mit der Veränderung sozialer Praktiken. Durch zahlreiche empirische Studien haben Shove et al. neue Einsichten in die Dynamiken sich wandelnder Praktiken gewinnen können. Beispielsweise untersuchen sie die Entstehung neuer Praktiken bzw. das Aufkommen ein und derselben neuen Praktik in verschiedenen Kontexten (vgl. Shove und Pantzar 2005): Dafür gehen sie der Frage nach, wie Praktiken neue ‚Träger*innen‘ rekrutieren und diese an sich binden, um dadurch ihr Fortbestehen zu sichern (Shove und Pantzar 2007). Hierfür haben sie die Interdependenz von Praktikenverläufen (‚practice trajectories‘) und Praktizierenden beleuchtet, was sie zu der grundlegenden Frage gebracht hat, inwiefern sich soziale Praktiken

auch aus sich selbst heraus wandeln (können). Die zentrale Erkenntnis, die Shove und Pantzar aus diesen Analysen haben gewinnen können, ist, dass aus Praktikenperspektive das Rekrutieren von neuen Teilnehmer*innen und das Verlieren von Praktizierenden bereits Wandel bedeutet. An diese Überlegungen anknüpfend haben sich Shove et al. in einem Buch den möglichen Dynamiken sozialer Praktiken umfassender gewidmet. In „The Dynamics of Social Practice“ (Shove et al. 2012) beschäftigen sie sich zunächst mit den abstrakt denkbaren Veränderungen sozialer Praktiken, um diese unterschiedlichen theoretischen Wandlungsprozesse innerhalb einer einzelnen Praktik sowie zwischen mehreren Praktiken dann anschließend anhand konkreter Beispielen zu verdeutlichen.

Für eine systematische Auflistung von Wandlungsquellen und -formen wird im Folgenden insbesondere an dieses größere Werk angeknüpft.

2.3.2 Praktikenwandel – grundlegende theoretische Differenzierungen

Nachdem im letzten Teilkapitel die wichtigsten Beiträge und Positionen zum Thema ‚Wandel‘ aus der praxistheoretischen Literatur zusammengetragen wurden, wird sich nun zwei für den Wandel von Praktiken besonders relevanten Differenzierungen zugewendet: Dabei handelt es sich erstens um die Unterscheidung zwischen Praktiken und ihrem Kontext und zweitens um die Unterscheidung zwischen der ‚practice-as-entity‘ und der ‚practice-as-performance‘.⁵² Beide Unterscheidungen sind wichtig, um Ausgangspunkte und das Ausmaß von Wandel einzuschätzen und somit unterschiedliche Wandlungsarten voneinander unterscheiden und verstehen zu können.

Alle bisher besprochenen Theoretiker*innen (Schatzki, Reckwitz, Ward, Shove et al.) vertreten die Position, dass Praktikenwandel sowohl von innen heraus als auch von außen, durch Impulse aus dem Umfeld veranlasst, erfolgen kann: „Generally speaking, changes can be generated within a bundle or induced or caused from outside it“ (Schatzki 2013: 42). Häufig würden Veränderungen durch externe Bedingungen und Faktoren erklärt; Shove und Pantzar geben jedoch zu bedenken, „that practices also develop

52 Im Folgenden wird ‚practice-as-entity‘ mit ‚Praktik-als-Einheit‘ und ‚practice-as-performance‘ mit ‚Praktik-als-Performance‘ übersetzt. Teilweise werden auch die englischen Originalbezeichnungen beibehalten, um die Mehrdeutigkeit der jeweiligen Begriffe (‚entity‘ und ‚performance‘) für den Verwendungszusammenhang zu wahren.

from within or, more accurately, as a consequence of continual re-positioning of practitioners with respect to the entity or practice they sustain and reproduce“ (Shove und Pantzar 2007: 165). Sie sind der Ansicht, dass sogar der überwiegende Teil der Veränderungen in Praktiken auf interne Dynamiken zurückzuführen ist, dass sich soziale Praktiken also vor allem aus sich selbst heraus wandeln (vgl. ebd.: 154). Dies sehen sie in der besonderen Struktur sozialer Praktiken begründet. Ihre Position ergibt sich, so Shove und Pantzar, aus der für Praxistheorie zentralen Annahme, dass soziale Praktiken zwar über eine relativ dauerhafte Existenz in Raum und Zeit verfügen, dass ihr dauerhaftes Bestehen aber von ihrer wiederholten Reproduktion in Form von zwangsläufig raumzeitlich situierten Performances abhängt (vgl. Shove und Pantzar 2005: 61).

Die Abgrenzung einer Praktik von ihrem jeweiligen Kontext

Die Unterscheidung von dem, was zur Praktik gehört und ihrem jeweiligen Kontext kann hilfreich sein, um mögliche Wandlungsquellen und daraus resultierende Formen von Praktikenwandel zu systematisieren. Da die Differenzierung zwischen internen und externen Veränderungsursprüngen bezogen auf Praktiken nicht ganz einfach zu verstehen ist, soll sie anhand des praktischen Beispiels neuer Heizungstechnik kurz verdeutlicht werden: Allgemein ausgedrückt kommen als interne Wandlungsanlässe alle Elemente und Aspekte in Frage, die bereits Bestandteil der betreffenden Praktik sind. So stellt der Einbau einer neuen Zentralheizung, wenn etwa eine 30 Jahre alte Gas- oder Öl-Zentralheizung durch eine moderne, energieeffiziente Heizungsanlage ausgetauscht wird, eine Veränderung innerhalb der bestehenden Praktik ‚Heizen‘ dar. Denn der Heizkessel war schon vor dem Austausch eine zentrale Komponente. Die Inbetriebnahme der neuen Anlage würde demnach ungebrochen als Heizen gedeutet werden. Das heißt, auch wenn sich durch den Heizkesselaustausch kleinere oder für manche Praktizierende auch größere Verhaltensänderungen (auf der Performanceebene) beim Heizen ergeben, wäre dies trotzdem als ein Wandel zu betrachten, der auf interne Entwicklungen zurückzuführen ist. Die Praktik des Heizens wird in ihrer Existenz oder ihrem grundsätzlichen Erscheinungsbild jedoch nicht infrage gestellt oder gar umgebildet.

Eine neue Technologie kann allerdings genauso als externe Veränderungsgröße auftreten. Dann muss es sich jedoch um ein technisches Artefakt und Verfahren handeln, welches vorher noch kein fester Bestandteil besagter Praktik war. Dieses neu aufgekommene technische Element befindet sich somit zunächst außerhalb der Praktik, gehört vorerst nur dem Kontext an. Auf Heizen bezogen galt dies etwa für die im 18. Jahrhundert

neu eingeführte Zentralheizungstechnologie, die später die Beheizung mittels Kohle-Einzelöfen ablöste und heute Standard ist; oder aktuell wäre hier zum Beispiel an die neuartige Technologie der Eisheizung zu denken.⁵³ Anfangs stellt eine neu entwickelte Technologie lediglich eine Irritation von außen dar bzw. zu diesem frühen Zeitpunkt fehlt (noch) eine korrespondierende Praktik. Erst wenn das neue technische Element in eine bestehende Praktik fest integriert wird oder wenn sich eine auf die technische Neuerung hin abgestimmte soziale Praktik neu herausgebildet hat, ist von Praktikenwandel aufgrund eines externen Einflusses zu sprechen. In diesem Fall ist der Wandel deutlich tiefgreifender, denn er betrifft diesmal nicht nur den praktischen Vollzug, sondern auch die Praktik als abstrakte Einheit verändert sich. So wandelte sich mit Einführung und zunehmender Verbreitung der Zentralheizungstechnologie und der gleichzeitigen Umstellung der Beheizung von Festbrennstoffen auf Öl und Gas neben dem technischen Zubehör bzw. den zentralen materiellen Elementen auch das Bündel der dazugehörigen körperlich-mentalenen Aktivitäten ganz grundlegend: Nun musste beispielsweise nicht mehr Feuerholz oder Holzkohle beschafft, dafür aber mindestens einmal im Jahr der Öl- oder Gasktank befüllt werden; und statt der Befuerung von Einzelöfen in verschie-

53 Beim Prinzip der Eisheizung handelt es sich um eine effektive Methode, um auf günstige Weise Energie (zu Heizzwecken) zu erzeugen. Das Konzept geht auf den Energieerhaltungssatz zurück, wonach keine Energie verloren geht, wenn ein Medium, wie beispielsweise Wasser, seinen Aggregatzustand von flüssig zu fest verändert. Die beim Übergang frei gewordenen Energieeinheiten werden mittels Wärmetauschern und Wärmepumpen aufgenommen und weitergeleitet. Die Technologie der Eisheizung ist relativ einfach: Als Speicher fungiert ein in die Erde eingegrabener Betonbehälter, der mit Trinkwasser befüllt wird. Im Verlauf des technischen Vorgangs friert dieses Wasser zu Eis und taut wieder auf. Das Aufheizen des Wassers übernimmt eine auf dem Hausdach installierte Solaranlage bzw. übernehmen so genannte Solar-Luft-Kollektoren und die dabei gewonnene Energie wird über eine Wärmepumpe zur Verfügung gestellt. Beim Übergang in den entgegengesetzten Aggregatzustand, wenn also das Wasser im Winter zu Eis gefriert, wird ebenfalls Energie freigesetzt, die genutzt werden kann. In diesem Fall wird Energie frei, die das sich am Gefrierpunkt befindende Wasser auf 80 Grad Celsius aufheizen kann. Die umliegende Erde (des eingegrabenen Wasserbehälters) dient als zusätzlicher Energiespeicher. Auf diese Weise nutzt diese Heiz- bzw. Energieanlage gleich fünf regenerative Quellen (Eis, Wasser, Sonne, Luft und Erde), um Energie zu erzeugen, die dauerhaft und ohne Schwankungen zur Verfügung steht. Das Prinzip der Energieerzeugung aus Solareis kann auch umgekehrt zu Kühlzwecken, sprich im Sommer zur Raumkühlung, genutzt werden (vgl. www.eisheizung.com/eisheizung.html, zuletzt geprüft am 07.08.2018).

denen Räumen bedarf es bei der Zentralheizung nur noch eines zentralen, meist im Keller aufgestellten Heizkessels. Demnach hat sich mit der Zentralheizungstechnologie sowohl der Bedeutungsgehalt des Heizens grundlegend gewandelt, als auch kam es zu einer Neufassung und Neustrukturierung der zu Heizen gehörenden Tätigkeiten.

Hieran schließt sich die Frage an, ob wir gegenwärtig mit der Passivhaustechnologie und der intelligenten Heizungssteuerungstechnik wieder an solch einem Wendepunkt stehen: Haben die Passivhaustechnologie und/oder die intelligente Heizungssteuerungstechnik das Potenzial, Heizen ein weiteres Mal von Grund auf zu verändern? Im empirischen Teil dieser Arbeit, vor allem aber im Schlusskapitel wird es wesentlich um die Auseinandersetzung mit dieser Frage gehen.

Bei der Differenzierung interner und externer Wandlungsausgangspunkte handelt es sich um eine zweckmäßige Vereinfachung. In der Praxis ist der ausschlaggebende Anlass für Veränderung oft nicht eindeutig zu identifizieren; häufig handelt es sich um eine Mischung bzw. ein Zusammenspiel unterschiedlicher Faktoren, die sowohl intern wie extern verortet werden (können). Darüber hinaus lässt sich nicht pauschal beantworten, ob Änderungen im Inneren oder im Äußeren ihren Ausgang genommen haben, dies kann oft nur die konkrete Analyse der Handlungspraxis bzw. einzelner praktischer Handlungsvollzüge ergeben.

Die Unterscheidung zwischen ‚practice-as-entity‘ und ‚practice-as-performance‘ sowie das Verhältnis der beiden Konzepte zueinander

Daneben spielt eine zweite Differenzierung für die angemessene Untersuchung und Einschätzung von Praktikenwandel eine wichtige Rolle: dies ist die Unterscheidung zwischen der ‚Praktik-als-Einheit‘ (‚practice-as-entity‘) und der ‚Praktik-als-Performance‘ (‚practice-as-performance‘).

Praktiken sind für viele Gesellschaftsmitglieder erkennbar, unabhängig davon, ob sie die Tätigkeit selbst vollziehen oder nicht. Zum Beispiel können die meisten Menschen Autofahren, Rauchen oder einen Kinobesuch beschreiben, und die Elemente, aus denen sich diese Tätigkeiten zusammensetzen, egal ob sie diese Tätigkeiten nun selbst praktizieren oder nicht. Aufgrund dessen, dass diese routinisierten Tätigkeitsvollzüge unabhängig von bestimmten Einzelpersonen existieren, ist es möglich, von Praktiken-als-Einheiten zu sprechen. Von daher ist es hilfreich, analytisch zwischen einer Praktik-als-Einheit und einer Praktik-als-Performance zu differenzieren (Spurling et al. 2013: 20).

Praktiken-als-Einheiten haben eine Geschichte, das heißt sie verfügen über einen Verlauf bzw. spezifischen Entwicklungsweg. Wie in Teilkapitel

2.2.4.1 ausführlich dargestellt, existiert die Alltagstätigkeit des Gebäude- bzw. Raumheizens schon seit vielen Hundert Jahren. Allerdings haben sich sowohl die involvierten Elemente als auch das Heizsetting über die Jahrhunderte stark gewandelt, so dass sich Heizen auch hinsichtlich seiner Form und Ausgestaltung stark verändert hat.

Praktiken-als-Performances sind die konkret beobachtbaren Handlungen bzw. Vollzüge, die häufig auch als Verhalten(sweisen) bezeichnet werden (ebd.: 21).

Während mit der Praktik-als-Einheit also eher das abstrakte Modell einer Praktik gemeint ist – zu verstehen als ein über eine bestimmte Spanne von Raum und Zeit hinweg stabile Aktivitätenkonstellation (vgl. Schatzki 1996: 89) –, stellt die Praktik-als-Performance den tatsächlichen Tätigkeitsvollzug, die konkrete Ausführung spezifischer ‚doings and sayings‘ dar (vgl. ebd.: 90). Vereinfacht gesprochen, handelt es sich bei individuellen Verhaltensweisen um Performances sozialer Praktiken, in denen aber immer überindividuelle Phänomene zum Ausdruck kommen. Bezüglich des Heizens wären hier z.B. sozial geteilte Behaglichkeitsvorstellungen zu nennen.

Im Folgenden wird noch einmal darauf eingegangen, in welchem Verhältnis die beiden Konzeptionen zueinander stehen. Die Dualität der Praktik-als-Einheit und der Praktik-als-Performance soll hier mittels Giddens‘ Theorie der Strukturierung (1997 [1984]) deutlich gemacht werden. Im Prinzip geht es hierbei um das Verhältnis von ‚agency‘ (hier verstanden als Handlungsmacht bzw. -trägerschaft) und ‚structure‘ (Struktur) und dessen praxistheoretische Konzeptualisierung (vgl. Shove et al. 2012: 2ff).

Den Praxistheoretikern Schatzki und Reckwitz zufolge sind soziale Praktiken Routinen: „routines of moving the body, of understanding and wanting, of using things, interconnected in a practice“ (Reckwitz 2002b: 255). Routinen zeichnet aus, dass sie – einmal erlernt – ohne bewusstes Nachdenken in nahezu gleicher Weise Tag für Tag vollzogen werden (können); in ihrer fortlaufenden Reproduktion bilden sie soziale Strukturen. Beide Theoretiker erkennen hierin den rekursiven Charakter von Praxis: Praktik-als-Einheit und Praktik-als-Performance stehen in einem rekursiven, sich gegenseitig konstituierenden Verhältnis zueinander, wobei Praktik(en)-als-Einheit(en) gewissermaßen mit ‚Struktur‘ gleichzusetzen sind und Praktik-als-Performance dem ‚agency‘-Konzept Giddens‘ nahe kommt. Reckwitz bringt die Dualität von Praktiken zum Ausdruck, indem er erklärt, dass eine Praktik als ein ‚Block‘ bzw. ein Muster existiert, „which can be filled out by a multitude of single and often unique actions reproducing the practice“ (Reckwitz 2002b: 250). Insofern bleibt eine Praktik (als Einheit)

auch zwischen und über einzelne, konkrete Vollzüge (Performances) hinweg bestehen. Dahinter steht das Argument, dass „sich die Akteure [in ihrem Alltagshandeln] immer und notwendig auf die strukturellen Momente übergreifender sozialer Systeme [beziehen], welche strukturellen Momente sie so zugleich reproduzieren“ (Giddens 1997 [1984]: 76). Dabei handelt es sich um ein zentrales Element der Giddens'schen Theorie der Strukturierung: Aktivitäten werden durch Strukturen – im Wesentlichen Regeln, Bedeutungen und Ressourcen – geformt, gleichzeitig werden genau diese Strukturen, die das Handeln erst ermöglichen, im kontinuierlichen Strom menschlichen Handelns immer wieder aufs Neue hervorgebracht und dabei reproduziert oder transformiert (vgl. ebd.: 77).

Um die Möglichkeiten von Praktikenwandel zu erörtern, ist daher zunächst zu klären, welche Ebene von Veränderung betroffen ist. Auf welcher Ebene ereignen sich die Wandlungen jeweils und wie hängen die Ebenen miteinander zusammen? Während die Praktik-als-Performance analog zum ‚agency‘-Konzept gedacht werden kann, kann die Praktik-als-Einheit eher mit abstrakter ‚Struktur‘ identifiziert werden. Auf Wandel bezogen geht es um die Unterscheidung von Wandel auf der Handlungsebene und Wandel auf der Strukturebene – um einfache Verhaltensänderungen auf der einen Seite und konstitutive, das heißt sich auch strukturell manifestierende Veränderungen auf der anderen Seite. Während Praktikenwandel auf Performanceebene ständig stattfindet, ist die Praktik-als-(abstrakte)-Einheit deutlich seltener von Wandel betroffen. Denn nicht jede Veränderung in der Performance führt zu Umbildungen bei der Praktik als abstraktes Modell. Umgekehrt geht aber jeder Feststellung eines Wandels einer Praktik-als-Einheit ein (multipler) geänderter Handlungsvollzug voraus. Nur im letzten Fall ist von einem grundlegenden Veränderungsprozess zu sprechen. Daher ist aus praxistheoretischer Perspektive vor allem der Wandel der Praktik-als-Einheit interessant:

“For practice theory, then, the ‘breaking’ and ‘shifting’ of structures must take place in everyday crises of routines, in constellations of interpretative interdeterminacy and of the inadequacy of knowledge with which the agent, carrying out a practice, is confronted in the face of a ‘situation’.” (Reckwitz 2002b: 255)

Die beiden Konzepte stellen allerdings, wie bereits ausgeführt, keinen Gegensatz dar. Vielmehr sind die beiden Ebenen – ‚agency‘ und ‚structure‘, um mit Giddens zu argumentieren – über das vermittelnde Konzept sozialer Praktiken miteinander verknüpft:

„Konstitution von Handelnden und Strukturen betrifft nicht zwei unabhängig voneinander gegebene Mengen von Phänomenen – einen Dualismus –, sondern beide Momente stellen eine Dualität dar. Gemäß dem Begriff der Dualität von Struktur sind die Strukturmomente sozialer Systeme sowohl Medium wie Ergebnis der Praktiken, die sie rekursiv organisieren. Struktur ist den Individuen nicht »äußerlich«: in der Form von Erinnerungsspuren und als in sozialen Praktiken verwirklicht, ist sie in gewissem Sinne ihren Aktivitäten eher »inwendig« als ein [...] außerhalb dieser Aktivitäten existierendes Phänomen.“ (Giddens 1997 [1984]: 77f, Hervorh. im Original)

Für Giddens ist damit klar, dass soziale Praktiken die zentralen Untersuchungseinheiten abgeben, da lediglich über die Analyse von Praktiken sowohl an das alltägliche Handeln als auch an soziale Strukturen heranzukommen ist.

Was bedeutet das wiederum für die empirische Untersuchung von Praktikenwandlungsprozessen? Fest steht: Praktiken können in der Form von Praktiken-als-Einheiten nicht direkt beobachtet werden, wie dies auch für soziale Strukturen im Allgemeinen gilt. Stattdessen braucht es Indikatoren bzw. Konkretisierungen, etwa in Form materieller Darstellungen, die die abstrakten Muster sicht- und messbar machen. Demnach ist von den raumzeitlich situierten Praktikenvollzügen auszugehen, nur sie sind der empirischen Erschließung zugänglich: „practices can only be studied in the form of practice-as-performance“ (Röpke 2009: 2494). Aufgrund des rekursiven Charakters sozialer Praktiken kann von den Performances auf die Praktik-als-Einheit rückgeschlossen werden, denn Kontinuitäten wie auch Veränderungen schlagen sich zwangsläufig zuallererst in den praktischen Handlungsvollzügen nieder.

Das heißt, soll sich nachhaltig etwas auf der Handlungsebene verändern, soll es auf lange Sicht und auf Dauer zu nachhaltigen Verhaltensweisen kommen, so ist dafür das Erschließen und ein grundlegendes Verständnis der jeweils zugrundeliegenden Praktiken-als-Einheiten erforderlich, denn für einen nachhaltigen Wandel von Praktiken muss an den ‚entities‘ interveniert werden. Um die Beziehung von Praktik-als-Performance und Praktik-als-Einheit anschaulich zu beschreiben, verwenden Spurling et al. die bekannte Metapher des Eisbergs:

„Observable behaviour is just the tip of the iceberg: the performance of socially shared practices. It is the entity – the socially embedded underpinning of behaviour – which we argue forms a better target for sustainability policy.“ (Spurling et al. 2013: 21)

Entsprechend spiegelt die Praktik-als-Einheit die den einzelnen (Heiz-)Praktikenvollzügen zugrundeliegenden, konstitutiven Elemente und Strukturen wider. Anhand dieses Bildes lässt sich dann auch gut erschließen, welches die Ausgangspunkte für einen grundlegenden Praktikenwandel sein können, um die es im folgenden Teilkapitel geht.

2.3.2.1 Ausgangspunkte für Wandel

Nachdem nun die grundlegenden Differenzierungen, die zur Untersuchung und Einordnung von Praktikenwandlungsphänomenen relevant sind, erläutert wurden, sollen im Folgenden die wichtigsten Punkte dargelegt werden, von denen Praktikendynamiken ihren Ausgang nehmen können. Dies soll als theoretische Grundlage der empirischen Analyse von (Heiz-)Praktikenperformances dienen, um mehr über deren Aufbau, Struktur sowie Wandlung(spotenzial) in Erfahrung zu bringen.

Die Elemente und ihre Integration

Wie in den Teilkapiteln 2.1.2 und 2.1.5 bereits erläutert, bestehen soziale Praktiken aus verschiedenen Elementen. Diese werden von den Praktizierenden im Rahmen ihrer praktischen Handlungsvollzüge sinnvoll miteinander kombiniert und zu einheitlichen Tätigkeiten integriert.

An dieser Stelle soll noch einmal daran erinnert werden, dass in dieser Arbeit das vereinfachte Praktiken-Modell Shoves et al. zugrunde gelegt wird. In diesem sind die zahlreichen verschiedenen Elemente in drei Kategorien zusammengefasst: dies sind 1) Materialien, 2) Kompetenzen und 3) Bedeutungen/Sinn (Shove et al. 2012: 14 und 23f). Daraus ergibt sich, „that practices are defined by interdependent relations between materials, competences and meanings“ (ebd.: 24). Folglich kann der Wandel von Praktiken verstanden werden als das neuerliche Herstellen, das Bestätigen, das Aufbrechen oder das Kappen von Verbindungen zwischen den definierenden Elementen einer Praktik. Veränderungen können demnach von jedem der zu einer Praktik integrierten Elemente ausgehen. Die Variation einzelner Elemente bzw. jegliche Änderung hat immer Auswirkungen auf das Gesamtgefüge der Praktik, zumindest auf die Praktik-als-Performance, da in jeder Praktik stets alle Elemente zusammenwirken. Das bedeutet, die Verknüpfungen sind von zentraler Bedeutung: „if specific configurations are to remain effective, connections between defining elements have to be renewed time and again“ (ebd.). Durch das Verknüpfen von Elementen

oder das Kappen von Verbindungen kommt Bewegung in Praktiken, dann entwickeln, wandeln sie sich oder lösen sich gar ganz auf (vgl. ebd.: 21–62) – all dies geschieht im ‚doing‘, also in der konkreten Handlungspraxis und ist somit beobachtbar.

In Bezug auf die Materialien-Komponente ist zum Beispiel denkbar, dass neue Objekte oder Werkzeuge hinzukommen oder es kann sich die zu einer Praktik gehörende Infrastruktur verändern. Zur Materialität sozialer Praktiken gehört neben technischen Artefakten und Objekten auch der menschliche Körper. Die Körper bzw. sämtliche körperliche Konstitutionsmerkmale der Praktizierenden können ein entscheidender Ausgangspunkt für Wandel sein. Deshalb wird an späterer Stelle noch einmal gesondert auf Individuen als Quelle für Veränderungen von Praktiken eingegangen.

In der Kompetenzen-Komponente sind vielfältige Wissensformen und praktische Kenntnisse zusammengefasst. Von dieser Komponente können Veränderungen in vielgestaltiger Weise angestoßen werden, zum Beispiel kann Neues gelernt und in bekannte Abläufe integriert werden, Erfahrungswissen kann angereichert oder bereits vorhandene Fertigkeiten können durch Einübung bzw. Wiederholung erweitert werden. Ständig sehen sich die Praktizierenden mit neuen Erkenntnissen konfrontiert und werden ihnen neue Informationen zur Verfügung gestellt, die sie aufnehmen und in ihr alltägliches Handeln einfließen lassen (können). Darüber hinaus erwerben die Praktizierenden im Laufe ihres Lebens ständig neue Kompetenzen, entweder durch professionelle Anleitung, im intensiven Selbststudium oder im direkten Umgang mit neuen Gegenständen oder durch die überraschende Konfrontation mit unbekanntem Situationen oder Aufgaben. Ebenso ist es möglich, dass durch Anregungen aus dem Umfeld, etwa durch einzelne Mitsreiter*innen oder Konkurrent*innen, an bereits vorhandenen Fertigkeiten gefeilt wird. Umgekehrt können Kompetenzen auch (wieder) verloren gehen oder in Vergessenheit geraten, um dann vielleicht nach vielen Jahren wieder reaktiviert zu werden (vgl. Shove und Pantzar 2006: 61; Shove et al. 2012: 34).

Die Bedeutungen/Sinn-Komponente umfasst sämtliche mentale Aktivitäten, Emotionen wie auch Motivationen. Der Ausdruck ‚meaning‘ steht Shove et al. zufolge stellvertretend für „the social and symbolic significance of participation at any one moment“ (Shove et al. 2012: 23). Shove et al. behandeln Bedeutungen/Sinn als ein Praktikenelement, für sie stellt der Bedeutungsgehalt ein notwendiger Bestandteil jedweder Praktik dar, „not something that stands outside or that figures as a motivating or driving force“ (ebd.: 24). Nehmen Veränderungen von hier aus ihren Ausgang, so kann dies die Form neuer Sinnzuschreibungen oder Zielinterpretationen

annehmen, ebenso vorstellbar sind geänderte Einstellungen, veränderte Gefühlslagen oder Motive. Insbesondere neue Ideen und Konzepte sowie ihr Eingang in alltägliche Handlungsvollzüge kann ein bedeutender Impuls für umfassenderen Praktikenwandel sein, so dass es zu einer sprunghaften Verschiebung im Bedeutungsgehalt einer Praktik kommt. Die tiefgreifendste Form von Wandel, die diese Entwicklung provozieren kann, wird meist unter dem Schlagwort ‚Paradigmenwechsel‘ diskutiert und im Schlusskapitel noch einmal aufgegriffen.

Alle genannten Verschiebungen (in der Elementezusammensetzung) führen im Endeffekt mindestens zu Wandlungen in den praktischen Vollzügen. Umgekehrt wirken sich die abgewandelten Vollzüge aber immer auch wieder auf die involvierten Elemente aus:

„Moments of doing, when the elements of a practice come together, are moments when such elements are potentially reconfigured (or reconfigure each other) in ways that subtly, but sometimes significantly change all subsequent formulations.” (Shove et al. 2012: 13)

Darüber hinaus argumentieren Shove et al., dass die einzelnen Elemente einer Praktik eine Art ‚Eigenleben‘ führen. Sie begründen diesen Standpunkt mit der Feststellung, dass sich Elemente im Vergleich zu Praktiken relativ frei in Raum und Zeit bewegen können. Als raumzeitlich strukturierte und situierte Aktivitätenkomplexe seien Praktiken gewissermaßen ständig im Prozess des Auf-, Um- oder Abbaus begriffen. Demgegenüber seien Elemente verhältnismäßig stabil und somit fähig, zwischen verschiedenen Orten und Kontexten zu zirkulieren und länger in gleichbleibender Manifestation fortzubestehen (vgl. ebd.: 44). Obgleich „materials, meanings and forms of competence circulate in characteristically different ways“ (ebd.: 132), beurteile ich die grundsätzliche Annahme, dass Elemente eigene Verläufe haben, für die praktische Analyse von Praktikenwandelungsprozessen als hilfreich. Dadurch bietet sich die Möglichkeit, den Werdegang einzelner, für Heizen elementar wichtige Elemente zu verfolgen, um derart auf Veränderungen im Heizen zu schließen. So argumentieren auch Shove et al., dass es vor allem für die Analyse und den Vergleich von Praktiken durchaus sinnvoll und nützlich sein kann, „to think of elements *as if* they had relatively autonomous trajectories“ (ebd.: 62, Hervorh. im Original), auch wenn gleichzeitig klar ist, „that elements are nothing unless integrated in practice“ (ebd.).

Der Wandel von Erwartungen und Konventionen, die vorrangig mit Heizen und Kühlen bzw. der Herstellung thermischer Behaglichkeit innerhalb von Wohnräumen zusammenhängen – und die dementsprechend der

Bedeutungen/Sinn-Komponente zuzuordnen sind –, ist bereits praxistheoretisch untersucht worden. In ihrem Aufsatz „Debating the future of comfort“ (Chappells und Shove 2005) diskutieren Chappells und Shove die Zukunft von (thermischer) Behaglichkeit bzw. Komfort (in Abhängigkeit vom thermischen Raumklima), sowohl als ideelles Konzept als auch als materielle Realität. Für ihre Studie, die sich auf den britischen Kontext bezieht, führten sie Interviews und diskutierten mit politischen Entscheidungsträger*innen sowie zahlreichen Gebäudeexpert*innen, wie z. B. Architekt*innen, Bauingenieur*innen, Gebäude- und Anlagentechniker*innen, Energieberater*innen, die alle an der Bestimmung und baulichen Gestaltung eines zukünftigen Wohnraumklimas beteiligt sind. Auf Basis dieser Gespräche konnten vier mögliche Szenarien zukünftigen (thermischen) Komforts identifiziert werden, jedes mit unterschiedlichen Konsequenzen für den Energieverbrauch. Diese vier Szenarien sollen an dieser Stelle kurz vorgestellt werden, da sie für die Auswertung des empirischen Materials relevant sind. In Kapitel 4.3 des empirischen Teils dieser Arbeit zu Veränderungen im Behaglichkeits- und Komforterleben werden sie noch einmal aufgegriffen.

Im ersten vorstellbaren Szenario wird erwartet, dass sich die gültigen Konventionen für Komfort und Bekleidung weiter stabilisieren und standardisiert werden. Wenn man diese Entwicklung annimmt und das Klima erwärmt sich weiter, dann wird sich zukünftig vor allem der Bedarf für ‚Kühlung‘ erhöhen (vgl. Chappells und Shove 2005: 37).

Eine zweite mögliche Entwicklung wäre, dass die Komfortansprüche noch weiter anstiegen und sich dementsprechend auch der Energieverbrauch für Raumwärme und -kühlung in Zukunft noch weiter erhöhte. Chappells und Shove werfen hier die Frage auf, was geschehen würde, wenn die Menschen es in ihren Wohnungen künftig im Winter noch wärmer und im Sommer noch kühler haben wollten als heute schon üblich und weisen darauf hin, dass erste Ergebnisse aus Haushaltsbefragungen zeigen, dass derartige Entwicklungen in Ländern wie Großbritannien und den USA bereits im Gange sind. Unter Umwelt- und Klimagesichtspunkten, so argumentieren sie weiter, würden Trends dieser Art die Suche nach effizienteren technologischen Lösungen noch dringender und notwendiger machen (ebd.).

Alternativ könnte sich der Behaglichkeits- bzw. Komfortbereich auch dergestalt ausweiten, dass sich der Energiekonsum verringert, statt sich zu erhöhen.

Aus Expert*innensicht ist ebenfalls vorstellbar – dies ist das dritte Szenario –, dass sich die Menschen, anstatt das ganze Jahr über standardisierte

klimatische Bedingungen innerhalb von Gebäuden zu verlangen, (wieder) an eine breitere Vielfalt gewöhnen, so dass sie im Winter etwas niedrigere und während der Sommermonate höhere Raumtemperaturen als gegenwärtig erwarten und akzeptieren. Wäre dies der Fall, so könnte saisonale Kleidung ein wichtiges Mittel zum Umgang mit klimatischen Schwankungen darstellen. Die Kombination ‚Bekleidung und deutlich dehnbarere Definitionen von Komfort bzw. breitere Komfortzonen‘ könnte den Energiebedarf erheblich reduzieren und womöglich eine geeignete Strategie darstellen, sich an den Klimawandel anzupassen bzw. ihm zu begegnen, ohne zum Problem selbst weiter beizutragen (vgl. ebd.: 38).

Das vierte Szenario, das die Expert*innen zwar für nicht sehr wahrscheinlich, jedoch nicht für unmöglich halten, beinhaltet die ‚Neuerfindung‘ und positive Bewertung lokaler kultureller und klimatischer Vielfältigkeit, auf die mit der Entwicklung regional angepasster ökologischer Baupraktiken reagiert werden könnte (vgl. ebd.).

Chappells und Shove betonen, dass die vier skizzierten möglichen Entwicklungen keine sich gegenseitig ausschließenden Alternativen darstellen und es in jedem Falle wichtig sei, daran zu erinnern, dass ein Großteil der in den Szenarien antizipierten Gebäude(konzepte) und viele der für die Zukunft vorgestellten sozialen Konventionen bereits heute schon existierten.

Im empirischen Teil dieser Arbeit soll untersucht werden, welche der von den Expert*innen identifizierten möglichen künftigen Entwicklungstrends in den Behaglichkeits- und Komfortserwartungen der Bewohner*innen von Passivhäusern und SmartHomes bereits wiederzufinden sind und/oder sich zumindest schon abzeichnen.

Das Fortbestehen sozialer Praktiken als Ganzes hängt wiederum wesentlich von ihrer ständigen Reproduktion ab, also davon, dass die betreffenden Praktiken regelmäßig von größeren Personengruppen wiederholt bzw. vollzogen werden. Soziale Praktiken müssen quasi eine größere ‚Träger*innenschaft‘ dauerhaft an sich binden. Shove und Pantzar beschreiben dieses besondere Verhältnis von Praktiken und ihren Träger*innen folgendermaßen: „On the one side of the coin, practitioners are captured by practices. On the other, practices are defined and constituted through participation“ (Shove und Pantzar 2007: 156). Die Entwicklungspfade von Praktiken hängen demnach eng mit den Werdegängen ihrer Träger*innen zusammen; vielmehr noch: beide hängen wechselseitig voneinander ab.

Im Folgenden wird es um diese spezielle Beziehung gehen, da hier ein weiterer wichtiger Ausgangspunkt für Wandel liegt (vgl. Shove und Pantzar 2007: 165; Shove et al. 2012: 63–79).

Das Subjekt als Ausgangspunkt für Praktikenwandel

Im Praktiken-Ansatz wird zuallererst von sozialen Praktiken ausgegangen, die die Sozialwelt ‚bevölkern‘. In dieser AnalyseEinstellung erscheinen Subjekte lediglich als ‚Träger*innen‘ sozialer Praktiken: „agents are body/minds who ‘carry’ and ‘carry out’ social practices“ (Reckwitz 2002b: 256, Hervorh. im Original). Demnach existieren die Subjekte nur innerhalb des Vollzugs von Praktiken, sie werden gewissermaßen im Prozess des Ausführens konstituiert (vgl. Reckwitz 2002b: 256, 2003: 296), wobei genauso soziale Praktiken nur aufgrund der wiederholten Performances der handelnden Subjekte fortbestehen. Der zentrale Ort, an dem sich Wandel manifestiert, ist demnach in den ‚doings‘ handelnder Subjekte zu suchen – in bzw. mit ihren Praktikenperformances transformieren die Akteure die sozialen Praktiken.

Doch genauso gilt: „Social practices do not present uniform planes upon which agents participate in identical ways“ (Warde 2005: 138). Vielmehr sind Praktiken im Inneren stark ausdifferenziert, setzen sie sich doch aus verschiedenen Elementen zusammen, die selbst wiederum sehr unterschiedlich gestaltet und auf vielfältige Weise zu einer Tätigkeit integriert sein können. Und genauso unterscheiden sich die an Praktiken teilnehmenden Subjekte hinsichtlich ihrer körperlich-mentalenen Ausstattung. Demzufolge sind für jedes Subjekt in seiner jeweiligen Situiertheit immer nur bestimmte Praktiken attraktiv und so betätigen sich die Subjekte in ihrem Alltag und ihrem Leben in ganz unterschiedlichen Praktiken (vgl. Reckwitz 2002b: 256). Sie bilden jeweils einzigartige heterogene Wissensbündel (vgl. Reckwitz 2003: 295f).

So können sich Heiz-Performances nach bisherigen Erfahrungen, individueller Fachkenntnis, dem allgemeinen technischen Verständnis, Bildungsniveau, Lernen, Rahmenbedingungen und Gelegenheiten, verfügbaren Ressourcen und vorhandenem Equipment, persönlichem Kälte- und Wärmeempfinden, der Tagesform der teilnehmenden Subjekte usw. unterscheiden. Alle diese Aspekte fließen in die Ausübung mit ein, wodurch jede Performance unweigerlich eine ‚individuelle Note‘ erhält. Die sehr unterschiedlichen körperlich-mentalenen Ausstattungen und die einzigartige Wissensstruktur jedes Akteurs beeinflussen die Performance (vgl. Reckwitz 2002b: 256). Zudem wandeln sich die vom Subjekt verkörperten Verhaltens- und Wissens Elemente mit der Zeit. Hierin liegt der Ausgangspunkt für subjektinduzierten Wandel begründet. Denn das Subjekt ‚überträgt‘ diese Änderungen (in den von ihm inkorporierten körperlich-mentalenen Routinen) unvermeidbar auf sein Handeln, wodurch sich eben auch die

Praktiken selbst ändern (können), an denen das im Fokus stehende Subjekt jeweils beteiligt ist.

Der Praktikenwandel kann dabei eher durch die individuelle Ebene (z.B. Lernen) oder durch die Strukturebene („Praktik-als-Einheit“) motiviert sein. So führt etwa Könnerschaft zu Praktikenwandel. Je öfter Praktizierende eine Praktik wiederholen und je mehr praktische Erfahrung sie dabei mit der ‚richtigen‘ Ausführung sammeln, desto sicherer werden sie in der Performance. Letztendlich verschmelzen sie immer mehr mit der Praktik und werden auf diese Weise zu „full practitioners“ (Lave und Wenger 2011 [1991]). Dies hat häufig zur Folge, dass die Praktizierenden ‚freier‘ in der Anwendung werden und dass sie sich in ihrer Performance weniger streng an Regeln und Vorgaben bzw. den formal vorgegebenen Verlauf einer Praktik halten (müssen) (vgl. Warde 2013: 24). Stattdessen beginnen sie, bei ihrer Performance zu improvisieren und zu experimentieren. Eventuell entfalten sie sogar eine eigene Auslegung der Praktik. Auch kommt es darauf an, um welche Art von Praktik es sich handelt. So ist bei vielen Praktiken, wie etwa im Sport, die Möglichkeit gegeben, durch kontinuierliches Üben und hartes Trainieren die Performance immer weiter zu optimieren. Wo immer sich die Chance zur Steigerung bietet, gibt es Praktizierende, die einen besonderen Ehrgeiz entwickeln, in der betreffenden Tätigkeit Professionalität zu erlangen (vgl. Warde 2005: 141): „new levels of practice come within reach as competence develops“ (Shove et al. 2012: 71). Ein zentrales Prinzip ist somit der Wettbewerb. So kann Wettbewerb dazu führen, dass die zahlenmäßige Beteiligung an und das Engagement in bestimmten Praktiken deutlich steigen und es dementsprechend zu Variationen in den betreffenden Betätigungen kommt. Genauso möglich ist aber, dass sich Individuen, etwa aufgrund von Wettbewerbsdruck, ganz von der praktischen Betätigung zurück- und ihre bisher eingebrachten Ressourcen von der betreffenden Praktik abziehen (Stebbins 1992, 1999; vgl. auch Shove et al. 2012: 71).

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass sich aufgrund des unterschiedlichen Engagements und der allgemeinen Leistungsfähigkeit der Akteure zahlreiche unterschiedliche ‚Positionierungen‘ der Akteure im Hinblick auf die Weiterentwicklung einer Praktik zeigen bzw. es ergeben sich zahlreiche Relationen, in denen Partizipierende und Praktik zueinander stehen können (vgl. Warde 2005: 138). Berücksichtigt man die unterschiedlichen Niveaus von Engagements, so wird deutlich, dass es Gruppen von Partizipierenden gibt, die vor allem zur Reproduktion der Praktik in bisheriger Form beitragen, während andere Gruppen von Partizipierenden stärker die Weiterentwicklung forcieren:

„Patterns of participation matter not only for who gets the opportunity to do what, but for who it is that shapes the future of a practice, and for how individuals are shaped by the experience.“ (Shove et al. 2012: 73)

Nicht zuletzt findet sich ein Potenzial für Veränderung in der jeweiligen Einzigartigkeit der Mischung und Kombination unterschiedlicher Verhaltens/Wissensgefüge sozialer Praktiken, die jedes Subjekt verkörpert (Reckwitz 2003: 296). Wie mit diesen verschiedenartigen Verhaltensroutinen und deren oft uneinheitlichen Sinngehalten im Einzelnen umgegangen wird, welches praktische Wissen in konkreten Situationen und spezifischen Kontexten aktiviert wird, kann jeweils sehr unterschiedlich aussehen und sich auch ständig ändern.

Dies leitet zu einem weiteren wichtigen Ausgangspunkt für Wandel über: gemeint ist der Kontext bzw. das Setting, in dem eine Praktik vollzogen wird. Zwar kann „die Kontextualität, die Situativität des Vollzugs von Praktiken [...] unter vielen Umständen routinisiert bewältigt werden“ (ebd.: 294); sie kann gegebenenfalls aber auch zur Krise, zum Scheitern körperlich-mentaler Routinen führen und daher Abwandlungen in den praktischen Vollzügen auslösen.

In diesem Zusammenhang ist wichtig zu erwähnen, dass einige Praktikentheoretiker*innen, wie beispielsweise Shove, der Vorstellung bzw. dem theoretischen Konzept des ‚Kontextes‘ eher kritisch gegenüberstehen. Ihrer Meinung nach ist eine klare Trennung zwischen (gerade im Mittelpunkt stehender) Praktik und diese Praktik umgebende, aber bisher (noch) nicht direkt an ihr beteiligte Einflussfaktoren in der sozialen Wirklichkeit in der Regel nicht gegeben und ergebe deshalb auch theoretisch wenig Sinn (vgl. Spurling et al. 2013: 7). Aus diesem Grund vermeiden Shove et al. es weitgehend, von ‚Kontext‘ und ‚Kontextintervention‘ zur Initiierung von Praktikenwandel zu sprechen. Von grundlegendem Interesse ist stattdessen, wie verschiedene Praktiken, die etwa um die gleichen Ressourcen konkurrieren, (günstig oder ungünstig) ineinandergreifen und wie sich diese Verzahnungen und Kopplungen gegebenenfalls durch absichtsvolle Intervention verändern lassen, so dass die betreffenden Tätigkeitsformen und Konsummuster stärker in Richtung Nachhaltigkeit transformiert werden (vgl. ebd.: 12).

Das Argument Shoves et al., dass es sich meist um eine künstliche und oft auch willkürliche Trennung zwischen Praktik(-Elementen) und Umgebung(-sfaktoren) handelt, ist nachvollziehbar. Dennoch wird für die vorliegende Untersuchung weiterhin mit dieser analytisch-theoretischen Unterscheidung gearbeitet und es wird damit an die Argumentationen Schatzkis

und Reckwitz‘ angeknüpft, da diese Unterscheidung wichtige Vorteile für die Analyse von Praktikenwandel mit sich bringt. So lässt sich mit der Rede von ‚Kontext(-faktoren)‘ und dem ‚Kontext‘-Konzept gut deutlich machen, dass es durchaus (äußere) Einflüsse gibt, die sich erst neuerdings oder nur selektiv in einzelnen Fällen auf die (gerade im Fokus stehende) Praktik auswirken. Auf alltägliches Heizen in Privathaushalten bezogen sei hier beispielsweise an das gesetzliche Verbot von Nachtspeicherheizungen in der EnEV 2009 erinnert, das – wenn es denn eingetreten wäre – für die betroffenen Haushalte eine größere Herausforderung dargestellt hätte.⁵⁴ Bei dem Thema ‚Kontext‘ bzw. ‚Verzahnung von Praktiken‘ geht es also um eine eher indirekte Beeinflussung von Praktiken durch (umgebende) Faktoren, welche weder zwingend noch generell mit der fokussierten Praktik in Zusammenhang stehen müssen. So gestaltet sich der Alltag, sind die Tagesabläufe der Bewohner*innen eines großen Mehrfamilienhauses, die zwar alle die gleiche Heiztechnik zur Verfügung haben, sehr unterschiedlich. Und diese Termin- und Zeitpläne sowie die dahinterstehenden konkreten Tätigkeitsinhalte wirken sich auf das Heizen aus. Demnach soll es im Folgenden um eine umfassendere Betrachtung von Veränderungsanlässen gehen.

Der Kontext einer Praktik – andere Praktiken und ihre Elemente

Zunächst lässt sich ganz allgemein konstatieren, dass als externe oder so genannte kontextuelle Wandlungsanlässe alle Ereignisse, Elemente und Eigenschaften fungieren können, die sich (zum Zeitpunkt der Betrachtung) ‚außerhalb‘ der betreffenden Praktik befinden und nicht genuin zu ihr gehören. Da in dieser Arbeit das Aktivitätenbündel ‚Heizen‘ im Fokus steht, ist es hilfreich, ‚Kontext‘ unmittelbar von dieser Praktik aus zu denken.

Ändert sich überraschend der Kontext einer Praktik, dann beeinflusst dies in der Regel auch ihre praktische Ausführung. Wenn aber Dinge, Technologien, Infrastrukturen, Körper, Kompetenzen, vielfältige Wissensformen sowie Bedeutungen und Sinnelemente bereits Bestandteile von Praktiken sind, worin – so könnte man fragen – kann dann (noch) der Kontext einer sozialen Praktik bestehen? Die Antwort lautet: in vielfältigen anderen Praktiken und deren zahlreichen Elementen. Wie Randles and Warde richtig anmerken: „Practices do not float free of technological, institutional and infrastructural contexts“ (Randles und Warde 2006: 229).

54 Mittlerweile hat der Bundestag das eigentlich ab 2020 geplante Verbot für Nachtspeicherheizungen wieder gekippt.

Vielmehr werden alle soziale Strukturen wie die gesellschaftliche Arbeitsteilung, Geschlechterverhältnisse und der ungleiche Zugang zu Ressourcen, wie auch politische, ökonomische, rechtliche und kulturelle Institutionen durch Praktiken gebildet; gleichzeitig stellen diese Praktikenkonglomerationen und -gefüge wiederum immer auch den Kontext für den Vollzug von Praktiken dar (vgl. Røpke 2009: 2493). Wichtig ist hier der Gedanke, dass soziale Praktiken nie als einzelne, isolierte Phänomene auftreten, sondern stets mit (zahlreichen) anderen Praktiken lose gekoppelt bzw. mehr oder minder fest verflochten sind (vgl. Reckwitz 2003: 295; hierzu ausführlicher, siehe Shove et al. 2012: 81–96). Die wohl bekanntesten manifesten Verschränkungsformen von Praktiken sind Infrastruktur(-systeme) und Institutionen:

„Infrastructure – which influences *where* activities take place, and institutions – which influence *when* activities take place, play a vital part in how practices interlock, and are therefore important targets for interventions.” (Spurling et al. 2013: 12, Hervorh. Im Original)

Im Hinblick auf gezielte Interventionen in Praktikenkomplexe in Richtung Nachhaltigkeit im Alltag spielen laut Spurling et al. vor allem zwei Arten der Praktikenverzahnung eine zentrale Rolle: Dies sind zum einen Praktikensequenzen, also typische zeitliche Abfolgen von Praktiken:

„Our daily schedules are in-part determined by institutions and organisations: such as school timetables, the working day, and shop opening hours. Such sequences have differing implications for sustainability.” (ebd.)

So hat eine Reduzierung der Arbeitszeit in den meisten Fällen eine Erhöhung der Anwesenheitszeit im Zuhause zur Folge, was in der Regel wiederum zu einem vermehrten Beheizen der privaten Wohnräume führt.

Zum anderen ist die Synchronisation von Praktiken zentral und kann somit vielfältige Auswirkungen auf angrenzende Alltagspraktiken haben. Bestimmte Praktiken sind (gut) aufeinander abgestimmt, fallen zeitlich zusammen oder hängen voneinander ab. Bleibt man bei obigem Beispiel, so wird deutlich, dass Heizaktivitäten in Privathaushalten bzw. die individuellen Heizprofile stark an den persönlichen An- und Abwesenheitszeiten der Subjekte orientiert sind. Oder ein weiteres typisches Beispiel ist die in vielen Haushalten schon standardmäßig eingestellte Nachtabsenkung der Heizung. Auch im Schlafzimmer sind normalerweise während der Nacht eher niedrige Temperaturen eingestellt, da die meisten Menschen zum Schlafen etwas niedrigere Temperaturen als tagsüber bevorzugen. Verkürzt

sich die Schlafdauer, beispielsweise, weil vermehrt gearbeitet wird oder die betreffende Person unter Schlaflosigkeit leidet, so kann sich dieser geänderte Schlaf-Wach-Rhythmus auch entscheidend auf die Heizaktivitäten auswirken.

Bestimmte Formen von Praktiken-Synchronisation und -Koordination können demnach mehr oder weniger nachhaltig sein und diese zeitliche Abstimmung lässt sich gezielt beeinflussen (vgl. Shove et al. 2012: 86f):

In jedem Falle stellt der Kontext einer Praktik bzw. die Abstimmung von Praktiken tagtäglich wieder eine neue Herausforderung dar. Das Problem liegt dabei vor allem in der Menge von Praktiken, die die Menschen (im alltäglichen Leben) ‚tragen‘ bzw. vollführen sowie bei den Anforderungen und Erfordernissen, die all diese Praktiken hinsichtlich Dauer, ‚Timing‘ und Abfolge an die Praktizierenden stellen (vgl. ebd.: 96).

2.3.2.2 Ausmaß und Formen des Wandels von Praktiken

Praktikenwandel kann sowohl von innen beginnen als auch von umgebenden Einflüssen ausgehen und er kann von den Praktizierenden wahrgenommen werden oder von ihnen unbemerkt bleiben. Ob eine Veränderung bewusst bemerkt wird, hängt wesentlich von ihrem Umfang ab, sowie davon, wie gravierend der Einschnitt ist, der die Instabilität bzw. Änderung verursacht hat und dementsprechend wie deutlich die Abweichung von der eingeübten Routine ist. Wandel geschieht permanent. Die meisten Veränderungen vollziehen sich graduell und kleinteilig. Änderungen bei einzelnen Komponenten eines Aktivitätenbündels gehen in der Regel mit Kontinuität und Stabilität bei den anderen Komponenten desselben Bündels einher. Ein solch inkrementeller (schleichender) Veränderungsprozess wird üblicherweise als relativ stabiles Fortbestehen einer Praktik wahrgenommen und gedeutet; letztlich wird dadurch die Existenz der Praktik als Einheit abgesichert. Schatzki beschreibt dies folgendermaßen:

„What enables such a system to remain the same system over time is the piecemealness of this reshuffling: Changes in particular elements are accompanied by continuity in others.“ (Schatzki 2002: 244)

Hingegen kommt es im Falle externer Veränderungsanlässe häufig vor, dass sie größere Dynamiken auslösen, die im Resultat zu sehr drastischen Wandlungen in den Tätigkeitsvollzügen führen. Für diese Art von Veränderung(en) hat sich – aus den Wirtschaftswissenschaften kommend – in der Wissenschaft allgemein der Begriff bzw. das Konzept vom ‚disruptiven

Wandel‘ durchgesetzt. Vielfach wird auch von ‚disruptiver Innovation‘ gesprochen, wenn eine Neuerung eine bestehende Technologie, ein bestehendes Produkt oder eine bestehende (Verfahrens-)Praktik möglicherweise vollständig verdrängt (vgl. Christensen 1997). Woran ist aber zu erkennen, dass es sich immer noch um dieselbe Praktik handelt bzw. dass die neu entwickelte Lösung an einen bereits bestehenden und auch weiterhin vorhandenen praktischen (Handlungs-)Problembereich anknüpft? Schatzki hat sich diese Frage ebenfalls gestellt und sie direkt selbst beantwortet. Er gibt den Hinweis: „the unity of a practice is secured by its organization“ (Schatzki 2002: 244). Auf das Beispiel alltäglichen Heizens angewendet, bedeutet das: man würde eine neue oder stark abgewandelte Praktikperformance auch weiterhin als ‚Heizen‘ erkennen, auch wenn die in ihr gebündelten Teil-Aktivitäten für sich genommen zwar deutlich verändert sein können, sich aber die grobe (An-)Ordnung der insgesamt zu Heizen gehörenden Aktivitäten nicht oder nur geringfügig gewandelt hat. Das heißt, etwas an der Tätigkeit ‚Heizen‘ – und hier ist jetzt die ‚practice-identity‘ gemeint – muss relativ gleichgeblieben sein. Es sind in der Regel die grundlegende Ausgestaltung und Gliederung der zu Heizen integrierten Aktivitäten, die relativ beständig bestehen bleiben (müssen). Nur so, aufgrund einer solchen minimalen Verbindung zur altbekannten Handlungspraxis, ist eine Neuerung oder deutliche Abweichung von der bisherigen Verfahrensweise für eine*n außenstehende*n Betrachter*in überhaupt als (gravierender) Wandel von einer bereits bestehenden Handlungspraxis wahrnehmbar (vgl. Matzat 2008: 24f). Die Frage nach dem Grad der Abweichung von der bisher gängigen Praxis wird an späterer Stelle noch thematisiert, hängt sie doch eng damit zusammen, zu welcher Einschätzung und Klassifizierung von Wandel man gelangt – was ein zentrales Thema dieser Arbeit ist.

Im Folgenden soll es daher detailliert um verschiedene mögliche Wandlungsformen gehen, die als Folge oder Reaktion auf die unter Punkt 2.3.2.1 aufgezählten Veränderungsanlässe begriffen werden können. Dahinter steht die Frage, in welche Praktiken-Metamorphosen die einzelnen beschriebenen Anstöße jeweils münden (können) und wie sich diese Änderungen am besten beschreiben und einordnen lassen. Die Darstellung der Wandlungsprozesse erfolgt entlang des ‚Lebenszyklus‘ von Praktiken (vgl. Schatzki 2013). Man könnte sagen, dass die folgenden Überlegungen nach dem ‚Radikalitätsgrad‘ der Veränderungen strukturiert sind: Begonnen wird mit der fundamentalsten Form von Wandel, der kompletten Neuschöpfung sowie der kompletten Abschaffung oder Zerstörung einer Praktik: der so genannten Ex-Novation – dem direkten Pendant zur Inno-

vation. Dann werden weniger drastische Änderungsformen unter den Begrifflichkeiten ‚evolutionärer‘ oder ‚inkrementeller Wandel‘ zusammengefasst, um schlussendlich bei sich auflösenden bzw. (natürlich) vergehenden Praktiken anzugelangen.

Radikale oder Basis-Innovation(en)

Das Aufkommen einer neuen Praktik setzt einen Innovationsprozess voraus, in welchem „agents configure a set of bodily-mental activities by integrating elements of meaning, material and competence“ (Røpke 2009: 2494). Demnach handelt es sich bei einer Praktikeninnovation um eine Neuschöpfung oder Neugestaltung eines körperlich-geistigen Aktivitätenkomplexes. Dies wird durch neuartiges Verknüpfen von entweder bereits existierenden oder erst neu aufgetauchten Elementen erreicht.⁵⁵ Wenn solch ein neuartiges Aktivitätenarrangement hinreichend Verbreitung findet, das heißt, wenn ausreichend andere Akteure die neu entwickelte Tätigkeit aufnehmen, dann ist eine neue Praktik als eine vorläufig stabile und erkennbare Einheit im Entstehen (ebd.). Demnach gilt für soziale Praktiken: erst Verbreitung, dann Innovation. So befindet im gesellschaftlichen Bereich „soziale Akzeptanz darüber, ob eine Idee, ein bestimmter Gegenstand oder ein bestimmtes Ereignis mit dem Attribut ‚Innovation‘ versehen wird“ (Aderhold 2005: 31). Soziale Innovationen sind somit abhängig davon, inwieweit die Mitglieder einer Gesellschaft sie sich zu eigen machen (Neuloh 1977: 22). Aus diesem Grund argumentiert Neuloh, „daß bei neuen Ideen auf [sozialem] Gebiet die Diffusion der Innovation und der Institutionalisierung vorausgeht“ (ebd.: 25). Von einer Innovation auf sozialem Gebiet lässt sich demnach erst dann sprechen, wenn die neue Praktik schon eine gewisse Verbreitung erfahren hat, wenn sich eine Diffu-

55 Bereits der Nationalökonom Joseph Schumpeter (1883–1950), auf den die Einführung des Begriffs ‚Innovation‘ in die Wissenschaft höchstwahrscheinlich zurückgeht und der als Gründungsvater der Innovationsforschung gilt, bezeichnet Innovation als „the doing of new things or the doing of things that are already been done in a new way“ (Schumpeter 1947: 149). Für den amerikanischen Anthropologen Homer Barnett reicht ebenfalls eine neuartige Verbindung bereits vorhandener Elemente aus, um von Innovation zu sprechen. So heißt es bei ihm: „When innovation takes place, there is an intimate linkage or fusion of two or more elements that have not been previously joined in just this fashion, so that the result is a qualitatively distinct whole. [...] Fundamental to this point of view is the assumption that any innovation is made up of preexisting components“ (Barnett 1953: 181).

sion der Innovation abzeichnet (vgl. Neuloh 1977: 25; Deutsch 1985: 20; Aderhold 2005: 31).

Exnovation

Meist wird in Wissenschaft und Politik einseitig auf das Neuartige fokussiert, löst es doch eine besondere Faszination aus. Dabei wird häufig außer Acht gelassen, dass die intensive Beschäftigung mit dem Gegenstück zur Innovation – die so genannte ‚Exnovation‘ – mindestens genauso bedeutend ist, wenn es um ein angemessenes Verständnis der Abkehr vom bisherigen Pfad und der Aufgabe nicht-nachhaltiger Praktiken geht. Der Begriff der Exnovation beschreibt die Abkehr bzw. den Ausstieg aus bisherigen, meist nicht-nachhaltigen Strukturen, Technologien, Produkten und (Handlungs-)Praktiken (vgl. Arnold et al. 2015: 7).

Der Politik- und Umweltwissenschaftler Dirk Arne Heyen bringt dieses bestehende Missverhältnis in der bisherigen Erforschung von Transformationsprozessen pontiert zum Ausdruck:

„Politik und Forschung beschäftigen sich bevorzugt mit der ‚schönen Seite‘ von Transformationen: dem Neuen. Doch reichen Innovationen und ihre Förderung häufig nicht aus, um etablierte nicht-nachhaltige Strukturen zu ersetzen, die ökonomisch noch funktionieren (teilweise verzerrt durch Subventionen). So reicht beispielsweise die Förderung erneuerbarer Energien nicht aus, um die klimaschädliche Kohle aus dem Strommarkt zu drängen. Der bisherige Fokus auf Innovationen sollte daher ergänzt (nicht ersetzt) werden durch eine stärkere Beschäftigung in der Politik und Forschung mit ‚Exnovation‘: dem Ausstieg aus nicht-nachhaltigen Infrastrukturen, Technologien, Produkten und Praktiken.“ (Heyen 2016: 5; vgl. auch Paech 2006: 31)

Häufig stellt das Neue keine Ersetzung, sondern nur eine Ergänzung des Alten dar und führt somit zu „fortdauernden Parallelstrukturen“ (Heyen 2016: 10). Daraus lässt sich ableiten, dass „Transformation auch die zielgerichtete Beendigung von nicht-nachhaltigen Infrastrukturen, Technologien, Produkten, Praktiken sowie den sie fördernden Politikinstrumenten, z.B. umweltschädliche Subventionen [braucht]“ (ebd.). Dementsprechend sollten sich die Sozialwissenschaften auch Exnovationsprozessen und -maßnahmen widmen.

Auch unter Praktikentheoretiker*innen gibt es seit etwa Mitte der 2000er Jahre eine Debatte darüber, dass die Prozesse, die zum erfolgreichen Auslöschen oder Aussterben, also einem Verschwinden von nicht-

nachhaltigen Praktiken führen, stärker in den Blick genommen werden sollten (vgl. Shove und Pantzar 2006).

Mit der Zeit sterben Praktiken aus, wenn es ihnen nicht mehr gelingt, neue Teilnehmer*innen für sich zu gewinnen, also weiterhin Praktizierende zu rekrutieren, die sie aktiv vollführen:

„artifacts, ideas and forms of competence only have meaning and effect (they only live) when integrated into practice. [...] it is through the integrative work of ‘doing’ that elements are animated, sustained and reproduced. When that stops, fossilisation sets in.” (ebd.: 59)

Auch wenn eine Praktik als ‚ausgestorben‘ gilt, das heißt, sie aktuell praktisch nicht mehr aktiv performt wird, so gibt es meist (noch) Spuren und Belege, die ihre einstige Existenz erkennen lassen. Häufig sind Reststücke oder Überbleibsel, in der Biologie und Archäologie so genannte ‚Relikte‘, der alten, erloschenen Praktiken auffindbar, etwa in Form von nicht mehr verwendeten Artefakten oder veraltetem Wissen. Shove und Pantzar charakterisieren diese ‚Reste‘ vergangener Praktiken als ‚social fossils‘ (‚soziale Fossilien‘), anhand derer die (zeitweise) verschwundenen Praktiken in der Regel gut rekonstruiert werden können (vgl. Shove und Pantzar 2006). Röpke bezeichnet diesen grundlegenden Zerstörungs- bzw. Abschaffungsprozess als „killing of practices“ (Röpke 2009: 2495), der nichts anderes beschreibt als das Auf- bzw. Zerschneiden des Gefüges, das die Praktikenelemente zusammengehalten hat. Auch sie betont in diesem Zusammenhang: „The killing of practices can be important, not least in an environmental perspective“ (ebd.).

Die Konzepte der ‚Exnovation‘ oder ‚Zerstörung von Praktiken‘ und von ‚sozialen Fossilien‘ erscheinen sehr hilfreich für die Rekonstruktion und Analyse vergangener Heiz-Praktiken sowie dafür, mittels der Analyse früherer und gegenwärtiger Heiz-Praktiken aussichtsreiche Maßnahmen in Richtung mehr Nachhaltigkeit abzuleiten.

Evolutionärer oder inkrementeller Wandel

Schatzki fasst kleinere Veränderungen bzw. sich allmählich ereignenden Praktikenwandel unter dem Begriff ‚persistence‘ zusammen (Schatzki 2013: 39ff). Normalerweise wird diese Stabilität in der Charakteristik von ‚Seiendem‘ als ‚Identität‘ (von jemand oder etwas) gedacht und „as the perpetuation of the same; that is, as the absence of change“ (ebd.: 39) verstanden. Schatzki zeigt aber, dass sich diese Konzeption von ‚Identität‘ nicht wirklich für die Beschreibung der „persistence of practice-arrangement

bundles“ (ebd.) über eine längere Zeit eignet. Er versteht ‚Persistenz‘ und ‚Fortbestehen‘ im Zusammenhang mit Praktiken(wandel) etwas anders:

„The persistence of a bundle over time is, instead, a kind of unity in difference. The subsistence of a bundle is compatible with the multiplication and metamorphosis of its activities, alterations of its arrangements (including connections among arrangements), transformations of interwoven timespaces and practice organizations, and changes in how practices link to one another and to arrangements. What is required for a bundle to persist through these kinds of changes is that the changes generally hang together and that they are neither too frequent nor too large.“ (ebd.)

Daraus abgeleitet, lässt sich ‚persistence‘ in Bezug auf alltägliche Praktiken als „the same bundle existing before and after change“ definieren (ebd.: 40) und zwischen zwei Arten von längerem (Praktiken-)Fortbestehen unterscheiden: Stabilität und Evolution:

„Stability exists when changes are minute, isolated, and non-ramifying. Evolution occurs when bundles survive larger or multiplying changes.“ (ebd.)

Evolutionärer bzw. inkrementeller Wandel beschreibt demnach eine laufende, schrittweise Anpassungs- oder Verbesserungs-Veränderung einer Praktik, beispielsweise initiiert durch die (Neu-)Einführung eines technischen Artefakts.

Technischer Fortschritt spielt tatsächlich häufig eine zentrale Rolle, wenn es um den Wandel von Praktiken geht. So untersuchen Shove et al. die (Entstehung und Entwicklung der) Digitalfotografie sowie den Trend zu ‚Do-it-yourself‘ (DIY)-Aktivitäten als prägnante Beispiele für Praktikenwandel, bei denen technische Neuerungen und Weiterentwicklungen ein wichtiger Teil(aspekt) für die Umgestaltung betreffender Tätigkeiten gewesen sind (vgl. Shove et al. 2007). Durch die Integration kleiner oder größerer technologischer Innovationen in bereits bestehende Praktiken findet häufig eine kontinuierliche Optimierung und/oder Effizienzsteigerung in den Praktikenperformances statt.

Neben Änderungen der materiellen Komponente von Praktiken, ist ebenso möglich, dass neue Informationen, ein neu angeeignetes Wissen, neu erlernte Fertigkeiten oder die Anwendung bzw. Integration neuer Ideen, Leitbilder oder Paradigmen in bestehende praktische Handlungsvollzüge zu einem allmählich voranschreitenden Wandel von Praktiken führen. Allerdings macht die Beobachtung der Entwicklung alltäglicher

Handlungspraxis immer wieder deutlich, dass „understandings and [bodily] repertoires [hiermit sind internalisierte Denkmuster und lang einstudierte Körperbewegungen, also mentale *und* körperliche Routinen gemeint, JM] tend to inertia; indeed, their inertia is crucial to the pervasive persistence of bundles, a conservatism which is inherent to social life” (Schatzki 2013: 40).

Im Zuge eines solchen, sich kontinuierlich und schrittweise ereignenden Wandels kann es mit der Zeit auch zur Aufspaltung bzw. Verzweigung einzelner Praktiken kommen. Aus einer (ehemals) einheitlichen Praktik entwickeln sich allmählich mehrere, zwar weiterhin ähnliche, aber dennoch hinreichend unterschiedliche neue Praktiken. Diese besondere Form von allmählichem Praktikenwandel, auch als ‚Bifurkation‘ bezeichnet (ebd.: 38), stellt ebenfalls eine Art von Praktiken-(Neu-)Entstehung dar. Laut Schatzki entwickeln sich neue Sportarten häufig auf diesem Wege. Und genauso ist die gegenteilige Entwicklung möglich, nämlich, dass bisher eigenständige, aber bereits mehr oder weniger eng miteinander zusammenhängende Aktivitätenbündel allmählich fusionieren bzw. zu einer einzigen Praktik verschmelzen: „Bundles can also hybridize, yielding new (though not necessarily more complex) bundles“ (ebd.). Diese Entwicklung, also solch eine ‚Hybridisierung‘ lässt sich für die beiden Praktiken des Heizens und Lüftens durch die Passivhaustechnologie beobachten (vgl. Kapitel 4.2).

In manchen Fällen erweisen sich einige Praktiken trotz massiver Einwirkungen von außen als sehr beharrlich, wenn nicht gar wandlungsresistent. Manche Praktiken erstarren förmlich in einer bestimmten Gestalt. Sie erscheinen dadurch mit der Zeit anachronistisch. Dennoch bleiben sie weiterhin in gleicher Gestalt bestehen, werden nur äußerst selten vollführt, dümpeln ansonsten aber mehr oder weniger vor sich hin.

Auflösung

Zum (natürlichen) Zerfall von Praktiken schreibt Schatzki:

„Bundles dissolve when overwhelming, frequent, or large-scale changes occur to them. Dissolution does not equal destruction. External causes, such as the climatic, geological, military, and also biological ones just mentioned, often destroy bundles [...]. More often, however, dissolution is a matter of smooth development from predecessors of bundles that embrace large, rapid, or cascading changes. Such cases are ones of linked simultaneous dissolution and emergence.” (Schatzki 2013: 42)

Den Unterschied zwischen dem Prozess einer (natürlichen) allmählichen Praktiken-Auflösung und für den entsprechenden Bereich sich gleichzeitig ereignenden Praktiken-Neuentstehung sowie dem Prozess einer ‚echten‘ Praktiken-Innovation mit notwendig dazugehöriger Praktiken-Exnovation – verstanden als absichtsvolle Abschaffung bzw. Zerstörung –, den Schatzki sieht, veranschaulicht er anhand von zwei Beispielen moderner Automobilentwicklungen:

„Hybrid cars look and are operated much like internal combustion cars. Although driving them is different, the bundle formed by driving practices, hybrid automobiles, and street arrangements is not new. Electric automobiles, by contrast, will require larger changes in practices and design and, when more affordable and widely available, will be part of a new bundle of driving practices, automobiles, and supporting arrangements.” (ebd.: 43)

Lässt sich diese Unterscheidung womöglich übertragen auf die in dieser Arbeit näher untersuchten neuen bzw. veränderten Heiz-Praktiken? Auf den ersten Eindruck ‚revolutioniert‘ die Passivhaustechnologie Heizen regelrecht – das heißt, das neu entstandene ‚passive Heizen‘ hat kaum noch etwas mit der Art und Weise zu tun, wie sich Heizen bisher gestaltete. Demnach wäre die Passivhaustechnologie und das hierdurch entstehende (überwiegend) ‚passive Heizen‘ als ein Prozess von (sozialer) Innovation mit zugehöriger Exnovation zu charakterisieren – ein zweiseitiger disruptiver Prozess, den der österreichische Nationalökonom Joseph Schumpeter erstmals 1942 als ein Grundmotiv der Dynamik kapitalistischer Wirtschaftsentwicklung äußerst treffend mit dem Konzept der ‚schöpferischen Zerstörung‘ beschrieben hat (vgl. Schumpeter 1943).

Das Heizen im SmartHome infolge der Implementierung von smarter Heizungssteuerungstechnik knüpft hingegen in vielen Punkten an bisheriges Heizen an. Die Einführung intelligenter Heizungsregelungstechnik und die damit einhergehende Weiterentwicklung bzw. Transformation bisherigen Heizens hin zu smartem Heizen stellt sich somit eher als ein kontinuierlicher, schrittweiser Wandlungsprozess dar und kann von daher (recht passend) mit den Konzepten einer allmählichen Auflösung und einer damit gleichzeitig verbundenen Praktik(en)-Neuentstehung beschrieben werden.

Diese ersten theoretischen Überlegungen und Interpretationsideen zur Einordnung und Klassifizierung der Untersuchungsfälle müssen allerdings noch empirisch überprüft werden, was im Rahmen des Empiriekapitels erfolgen wird.

Bei der Einteilung der Wandlungsformen sind die Grenzen nicht immer eindeutig, sondern zum Teil verschwimmen sie und sind im Einzelfall zu definieren. Zunächst einmal ist diese erste theoretische Kategorisierung möglicher Praktikendynamiken und Wandlungsarten für die Analyse konkreter, das heißt empirisch vorfindbarer Praktiken sowie ihrer Veränderungsprozesse von Relevanz. Darüber hinaus kann die Klassifikation von grundlegenden Wandlungsformen für eine absichtsvolle Intervention in Praktiken im Rahmen eines umfassenderen Veränderungsmanagements dienlich sein – etwa von Seiten der Politik, die versucht, mit vielfältigen Maßnahmen dem Problem des Klimawandels auf allen gesellschaftlichen Ebenen zu begegnen. Denn eine kleine, inkrementelle Veränderung (beispielsweise im Bereich des alltäglichen Heizens) erfordert sicherlich einen anderen Impuls und eine andere Herangehensweise sowie eine andere Bearbeitung als die Initiierung und erfolgreiche Bewerkstelligung einer radikalen Innovation.

2.4 Praktiken – ein differenzierter und vielversprechender Forschungsansatz

In diesem Kapitel konnte ein gut anwendbarer theoretischer Rahmen dargestellt werden, um sich der ausführlichen Analyse von Heizpraktiken zu widmen. Wie gezeigt werden konnte, stellen ‚soziale Praktiken‘ eine geeignete theoretische Perspektive dar, um sowohl Kontinuitäten als auch (sich ereignende) vielfältige Wandlungsdynamiken im alltäglichen Heizgeschehen zu erfassen, zu beschreiben und zu interpretieren.

Die theoretische Grundlage, um die alltägliche Heizpraxis tiefergehend und umfassend empirisch zu analysieren, wurde im Rahmen dieses Kapitels geschaffen: Herausgearbeitet wurden die verschiedenen an Praktiken beteiligte Elemente sowie ihr spezifisches Zusammenspiel – dies geschah zum einen auf theoretisch-abstrakter Ebene, zum anderen wurden die wichtigsten historischen Heizformen sowie deren jeweilige Elementekonstellationen rekonstruiert, die Vorläufer und Grundlage für aktuell vorfindbare Heizansätze sind (vgl. Kapitel 2.2). Im Anschluss wurde der zentralen Frage nach Wandel und Veränderbarkeit von Praktiken nachgegangen: Nebst der Einführung wichtiger theoretischer Differenzierungen, wurde hier eine umfassende Darstellung sowohl der Hauptausgangspunkte für Dynamiken in Praktiken als auch möglicher Formen des Wandels von Praktiken geleistet (vgl. Kapitel 2.3).

In der Auseinandersetzung mit wichtigen praxistheoretischen Konzepten und Kategorien sowie (beim Versuch) einer ersten, noch vagen Anwen-

dung auf den gewählten Untersuchungsgegenstand konnte bereits in Ansätzen gezeigt werden, dass sich die theoretischen Konzepte gut auf das praktische Beispiel ‚Heizenergiekonsum‘ übertragen lassen und Heizen als Anwendungsbeispiel womöglich auch gut geeignet ist, um die Theorie (sozialer Praktiken) insbesondere im Hinblick auf Fragen des Wandels und der Veränderbarkeit sozialer Praktiken weiterzuentwickeln.

Wandel stellt ein klassisches soziologisches Thema dar. In der Vergangenheit wurde allerdings häufiger die Kritik geäußert, dass der Fokus praxistheoretischer Zugänge zumeist auf Stabilität und Repetitivität liege und Wandlungsphänomenen bisher vergleichsweise wenig Beachtung finden, weshalb die praxistheoretische Perspektive auch eher ungeeignet sei, um Wandel zu untersuchen. Diese Kritik konnte in diesem Kapitel entkräftet werden. Vielmehr konnte gezeigt werden, dass speziell der Ansatz sozialer Praktiken ein sehr gutes theoretisches Gerüst bietet, um sich den zentralen Fragen nach Wandel und Veränderbarkeit von Praktiken angemessen zu widmen.

Im folgenden Kapitel soll es nun darum gehen, wie das Vorhaben einer detaillierten Erforschung praktischen Heizens in Privathaushalten methodisch adäquat umzusetzen ist.